

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

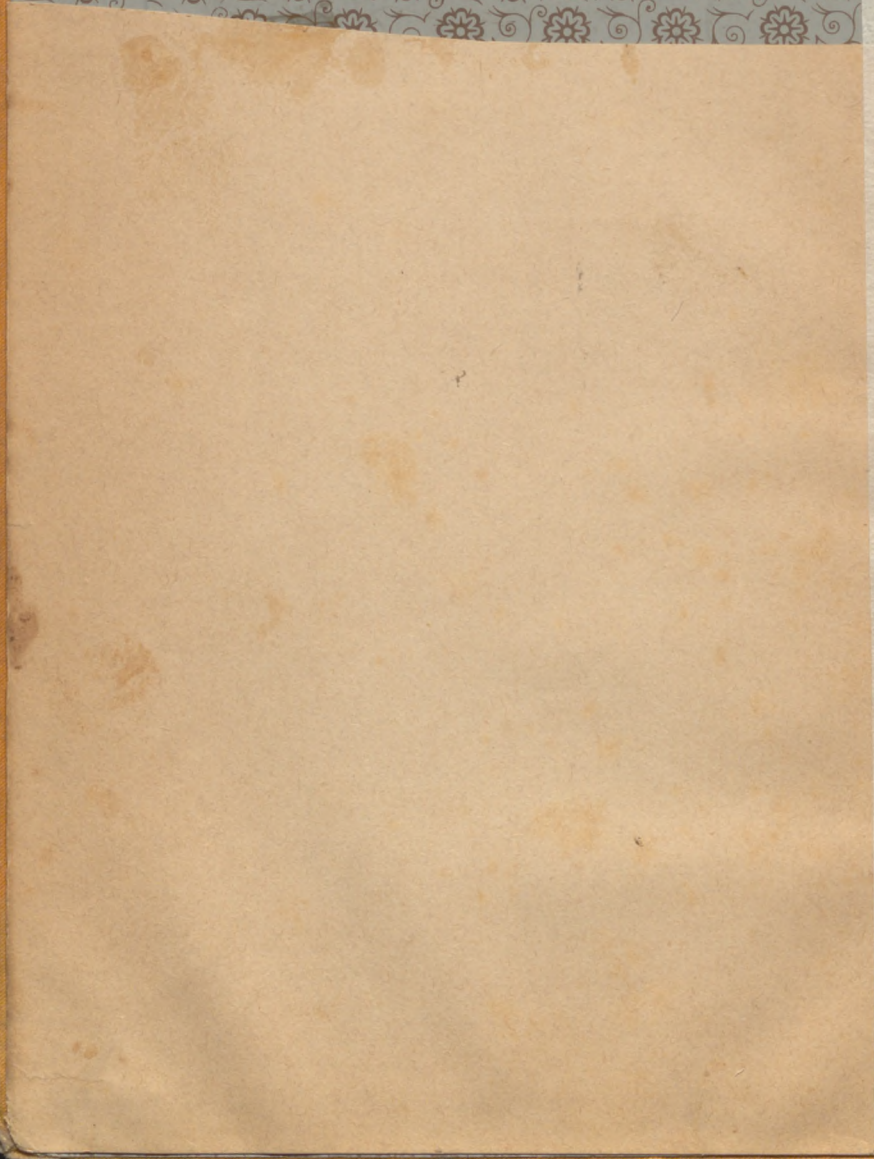
119250

22

Polnische
Novellen

Dritte Sammlung






596.3 Deut. balt. Kulturverbindung
Madsenpott.

Baltische Novellen.

(Dritte Sammlung.)




An den blauen Wassern des Livasees.

Eine Erzählung aus baltischer Vergangenheit.

Von

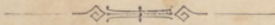
V. Schneider.



Auf Rammniz.

Von

Hedda v. Schmid.



Riga.

Verlag von N. S. Hymmel.
1889.

119.250
II

Дозволено цензурою. Рига, 7 Сентября 1889 г.



An den blauen Wassern des Livasees.

Eine Erzählung aus baltischer Vergangenheit.

Von

L. Schneider.

An den Mannlichen Wächtern des Klosters.

Die Erhaltung des Klosters ist die Hauptsache.

2. Schreiber.





Soch auf loberten die grellen Kriegsfackeln, welche der streitsüchtige Hochmeister des deutschen Ordens Ulrich von Jungingen und der livländische Ordensmeister Konrad von Vietinghoff in die polnischen Lande geschleudert. Der alte Haß, der von jeher die polnische und deutsche Nation entzweit, war somit von Neuem erwacht, um dann, endlich den aufgezwungenen Fesseln entronnen, mit verdoppelter Gewalt gegen einander zu wüthen. Ein entsetzlicher Krieg entbrannte. Die grauenvolle Tannenberger Schlacht im Sommer 1410 ward geschlagen. König Wladislaus von Polen hatte der stolzen Ordensmacht den Todesstoß versetzt. Zwar kam es auf Bitten des neuen Hochmeisters Heinrich von Plauen und des livländischen Ordensmeisters Konrad von Vietinghoff, vornehmlich aber auf das Verlangen Witolds, des Großfürsten von Lithauen, der mit Neid auf die mehr und mehr wachsende Macht Polens sah, im folgenden Jahr zum Thorner Frieden, zu welchem sich auch endlich der von den Ungarn hart bedrängte König Wladislaus von Polen verstand. Die Bedingungen des so mühsam erlangten Friedens waren aber derart, daß sie den Orden wohl vor dem augenblicklichen Untergang, nicht aber vor dem nahenden gänzlichen Verfall retten konnten. Auch der livländische Orden litt schwer unter den Folgen der Tannenberger Schlacht, denn gerade jetzt hätte er des väterlichen

Schutzes des deutschen Ordens gegen die wachsende Macht der Bischöflichen so sehr bedurft. Der Schwertbrüderorden, von Albert von Buxhövden, theils zur Sicherheit der jungen Christengemeinde in Livland, theils zur weiteren Ausbreitung des Evangeliums, in den heidnischen baltischen Landen gegründet, hatte sich im Jahre 1237 unter den Schutz des deutschen Ordensmeisters Hermann von Salza begeben. Der neue Bund sollte jedoch an dem Capitel gar bald einen bitteren Feind, einen nimmer rastenden Rivalen finden. Den Höhepunkt erreichte die Feindschaft beider Gewalten, der geistlichen und der weltlichen, zur Zeit der Regierung des Erzbischofs Henning von Scharfenberg und des Ordensmeisters Gysse von Rutenberg. In diese Zeit namenloser Wirren fällt der Beginn unserer Erzählung.

Ein dunkler Herbstabend lag über dem Lande der Kuren. Grollend, wehklagend fuhr der Wind durch die blattlosen Aeste der gespenstisch blickenden Bäume. In langgezogenen, schrillen Tönen pfeifend, dürres Laub und dichten Staub vor sich hertreibend, jagte er über die öden Stoppeln der Felder und zerrte in böswilligem Eifer an den hölzernen Schiebefenstern der elenden Hütten, in welchen die Litdeutschen hausten. Diese aber saßen, des grimmen Unwetters nicht achtend, dicht aneinander gedrängt in der rauchigen, qualmenden Stube um das lodernde Herdfeuer. Die Männer in schmutzige Pelze gehüllt, sprachen bedächtigt über die Unruhen der Zeit, den Streit der Großen und das eigene Glend. Zu Füßen der fleißigen Mütter balgten sich halbnaakte Kinder um gebackenes Gemüse, welches einer der Männer, seine Rede unterbrechend, aus den Kohlen gelangt und lachend unter die gierigen Kleinen geworfen.

Aber weiter jagte der Wind, umheulte in ohnmächtiger Wuth die festen Mauern des Hauses zu Meluppen und fuhr dann in langgezogenen Klagetönen um den finster emporragenden Thurm, in welchem, von den Klage-

liedern des Sturmes eingewiegt, in ein Bärenfell gehüllt, der greise Thorwart auf der Holzbank träumte, bis ein lauter Trompetenstoß ihn jählings aus dem erquickenden Schlummer riß.

Unter ärgerlichem Murren und heftigem Gerassel des schweren Bundes gewaltiger Schlüssel stieg er, ein rasch entzündetes Windlicht in der Hand, die Heiden und Landstreicher, die ihn aus der Ruhe aufgeschreckt, verwünschend, schwerfällig die knarrenden Stufen des Thurmes hinab und schritt über das Steinpflaster des inneren Hofes dem eisenbeschlagenen Thore zu.

„Wer da?“ Nicht eben gastlich tönte die Frage des Alten den Einlaß Begehrenden entgegen.

„Gut Freund!“, klang es ungeduldig wider.

Unschlüssig stand der Thorwart. Die Zeiten waren schlimm genug. Voll heimathloser, unheimlicher Landstreicher lagen Wege und Stege, auch wagte sich bei solchem Unwetter nichts Ehrliches aus den schützenden Mauern.

Das herrische, Gehorsam heischende: „Na, wird's bald! So öffne doch, alte Gule, mir, dem gebietenden Vogt zu Grobin“ machte endlich dem Schwanken des alten, treuen Knechtes ein Ende.

Rasselnd fuhr der Schlüssel in das gewaltige Schloß. Laut ächzend, als wolle es Widerstand leisten, drehte das feste Thor sich in den Angeln.

Im düster flackernden Scheine des qualmenden Windlichtes wurden zwei verhüllte Reiter sichtbar. Hinter dem herabgelassenen Visire hervor sprach der eine, nachdem beide von den Rossen gesprungen, kurzen Tones zu dem Schließer:

„Ich bedarf weder der Führung, noch auch der Meldung. Sorgt indeß für mein Pferd und führet den Knecht in Eure warme Stube, nicht unter das schwagende Gefinde.“

Nach diesem in barschen Worten ertheilten Befehle eilte der Mitter festen Schrittes über das Pflaster des

von den inneren Mauern des Hauses umgebenen Hofes und verschwand dann im Dunkel. —

In einem großen, niedrigen Gemach, das mit seinen in dunklem Holz getäfelten Wänden, die nur hier und da durch das Geweih eines Hirsches geziert waren, schmucklos und düster dreinschaute und dessen ganze Ausstattung in einigen nicht ohne Kunst geschnitzten Holzsesseln und einem Tisch mit unförmlicher, auf behäbigen, rundauslaufenden Füßen ruhenden Platte bestand, saß, das tiefgefurchte, wettergebräunte Gesicht dem Kaminfeuer zugewendet, Wennemar von Brüggdorp, Lehnherr zu Meluppen. Aus den tiefliegenden, dunklen Augen des Sinnenden sprach unverholene Unruhe, indes das graue Haupt sich gar oft horchend nach dem Holzgetäfel der Nordwand richtete, um dann von Neuem in dumpfes Hinbrüten zu versinken.

Lautlose Stille ringsum! Nur das im Kamin prasselnde Kienholz ließ von Zeit zu Zeit ein geräuschvolles Knattern hören und durch das Geheul des Windes vernahm man das grollende Wogen der Ostsee, deren Wellen gegen die schmale Nehrung wütheten, welche im Westen von dem Meere, im Osten von den stillen Wassern des Liwasees umspült, das Haus zu Meluppen trug.

Ein leise knarrender Ton durchzitterte das Gemach; eine der Holztafeln schob sich behutsam zur Seite, in der dadurch entstandenen Oeffnung erschien eine hohe, in einen weiten Reitermantel gehüllte Gestalt.

Wennemar von Brüggdorp war emporgeschneilt, aber erst, nachdem er sich von der Sicherheit des Niegels an der Thür überzeugt, trat er dem Ankommenden entgegen, der sich unterdeß, die Hüllen abstreifend, ohne jedes Ceremoniell in den Sessel des Hausherrn geworfen und die erfrorenen Hände dem Feuer genähert hatte.

„Seid mir gegrüßt, Bogt von Grobin!“ Wennemar reichte seinem Gaste die Rechte, und einen andern Sessel herbeitragend, ließ er sich schwer in denselben nieder-sinken.

„Ein verdammt schlechtes Wetter das! Und der Weg! Mußten den Mähren gar oft aus dem Noth helfen!“

„Warum denn wähltet Ihr eine solche Nacht? Warum überhaupt dies heimliche Gebahren? Goswin von Ascheberg! Ihr seid doch der Mann nicht, der das Tageslicht zu scheuen brauchte!“

„Bei der heiligen Jungfrau, nein, Freund Wennemar!“

„So stand der Sinn Euch nach einem Abenteuer?“

„Schönes Vergnügen das! Hätte mir ein solches bei- nahe den Hals gekostet und das in Euren Grenzen, Brüggdorp! — Solltet dem Unfug ein Ende machen!“

Den Blick fragenden Erstaunens im Antlitz seines Gegenüber gewahrend, fuhr der Vogt eifrig fort:

„Im Melupper Walde angelangt, zwang die Dunkelheit uns zu einem verdammt langsamen Ritt. Höllen- finsterniß ringsum und nur zagend setzten die Kasse die Hufe zu Boden. Plötzlich wirft meines den Kopf zurück und bleibt wie angewurzelt stehen. Aufblickend gewahre ich ein gewaltiges Feuer, welches die Teufels- schlucht sammt der Hütte der alten Kräuterherze Marga unheimlich grell beleuchtet. Aus der Esse des Hauses aber steigt, einer sich windenden Schlange gleich, eine pechschwarze Rauchsäule und verbreitet einen athemer- schwerenden, entsetzlichen Geruch. Im Scheine der rothen Flammen tanzt ein wunderbares, liches Geschöpf in graufigen Kreuz- und Quersprüngen, indeß rund umher schwarze Gestalten, die Hände wie im Gebet emporge- hoben, knien. Ein schauerlich Bild war's und wohl dazu angethan, Roß und Reiter Grausen einzujagen. Mit Mühe nur, die Sporen tief in die Weichen der Thiere drückend, setzten wir die Säule in Bewegung, die dann, als wäre der Böse hinter ihnen, laut schnaufend dahinsprengten. Dem heiligen Rupertus sei nochmals Lob und Dank, daß er mich huldreich davor bewahrte, mein kostbar Gehirn an den Bäumen zu ver- spritzen!“

Der Schatten eines Lächelns war bei dieser Erzählung

über das düstere Antlitz des Zuhörers geglitten. Ein leiser Spott klang aus seinen Worten, als er erwiderte.

„Es ist unschuldiger Mummenschanz nur, Bogt, der uns kündet, daß es den geistlichen Herren denn doch nicht, wie sie wähnen, ganz gelungen, heidnisch Wesen und Götzendienst aus dem Kurenlande zu tilgen. Soll ich der alten Marga wehren, soll ich ihr untersagen, unschuldige Zaubermittel zu bereiten, mit denen sie gar oft dem elenden Volke geholfen, damit dieses sich dann in der Noth an die giftmischenden Knechte der Bischöflichen wende?“

Ein lauernder Blick schoß aus den finsternen Augen Goswins nach dem Redenden hinüber, dann sprach er eifrig:

„Nein, nein, Wennemar, das sollt Ihr nicht! Das sollt Ihr gerade jetzt um keinen Preis, jetzt am allerwenigsten!“ Goswin schwieg, schaute seinen Wirth mit langem, prüfenden Blick an und sagte dann langsam, jede Silbe scharf betonend:

„Ich komme soeben aus Wenden von dem Ordensmeister Gysse von Rutenberg — Ihr wißt, daß Dietrich, der Bischof von Dorpat, ihn bitter gekränkt, indem er nicht sei n e, sondern die Hilfe der Littauer gegen die Plesfowiter, welche in das Stift Dorpat eingefallen, angerufen hat.“

„Ich weiß“, unterbrach Brüggdorp seinen Gast, „doch meint man, Gysse hätte absichtlich mit seiner Hilfe gezögert, um sie dann dem Bischof für einen hohen Kaufpreis zu bieten.“

„Hämisches, lügnerisches Gewäsch!“ murmelte Nischeberg, mit der breiten, derbknochigen Hand über sein fahles Gesicht streichend.

„Gysse hat bittere Rache genommen“, fuhr Wennemar fort, „es sind der Greuelthaten nicht wenige, die er an den geistlichen Herren verübt.“

„Ihr seid, so scheint es, kein Freund der Bischöflichen!“

„Gottes Fluch über sie! Nein, ich bin der Pfaffen

Freund nimmer, aber ich bin ein Freund der Gerechtigkeit und Wahrheit."

"Das ist bekannt im Lande weit und breit, dem Orden sogar blieb Euer edler, rechtschaffener Sinn nicht verborgen und zürnt er um Euretwillen den Geistlichen nicht eben minder. — Doch erlaubt, daß ich in meinem Bericht fortfahre: „Henning hat auf der Provinzial-synode zu Riga Beschwerde geführt gegen den Orden, worauf beschlossen ward, einige Domherrn Dorpats und Revals mit einer wohlgesetzten Klageschrift nach Rom zu senden, zum heiligen Vater." Ascheberg schwieg. Sein stechender Blick ruhte auf dem gespannt lauschenden Hausherrn, der, nachdem der Gast geredet, in tiefer Empörung rief:

"So weit also ist's gekommen! Der Fluch der Kirche soll den Orden treffen! Nie, nie, all' Ihr Heiligen, darf der verruchte Streich der Pfaffen gelingen! Der ganze Orden, alle Freunde desselben und der gerechten Sache müssen sich vereinen, dies Bubenstück zu vereiteln! Aber wie?" Wennemar blickte nachdenkend zu Boden, dann sagte er leise: „Mir will es bedünken, als sei mit Gewalt hier wenig zu erreichen."

"Freund Wennemar," rief Ascheberg, ungestüm aufspringend: „Ihr habt mit scharfem Sinn errathen, worüber Eysse und ich manche Nacht vergeblich hin- und hergesonnen! Nein, mit Gewalt ist hier nichts zu thun! — Doch hört!" Sich wieder in den Sessel werfend, welchen er vorher dicht an den des Hausherrn gerückt, raunte er diesem mit vor Erregung heiserer Stimme zu:

"Die Gesandten der Bischöflichen werden ihren Weg unweit Grobins über den Livawee nehmen und in diesem — — — ihr Grab finden. Fahrt nicht auf, Wennemar von Brüggdorp! Runzelt nicht so finster die Stirn! Es gilt ja die Rettung des Ordens, es gilt den Sieg der gerechten Sache — und Ihr seid ja ein Freund der Gerechtigkeit!"

"Ich? Was denn habe ich mit dem Streit der beiden

Mächte zu schaffen! Was kümmert denn mich der Orden und was der Bischof!"

Der Vogt schaute befriedigt in das erregte Antlitz des Lehnsherrn zu Meluppen, dann reichte er demselben die Hand, freundlich sprechend:

„Obwohl Ihr mir, Eurem treuesten Freunde, wenig Vertrauen bewiesen, so habe ich, Euch das nicht verargend, gethan, was zu Eurer Rettung mir nöthig dünkte. Oder ist's etwa müßiges Geschwäg umherziehender Krämer, daß Ihr seit Jahren schon dem Bischof Eure Lehnsumme nicht zu entrichten vermocht, daß Ihr Euren Marstall um die Hälfte verringert, daß die stolze Frau Jutta, in unwürdige Vermummung gehüllt, ihr Geschmeide zu feilschenden Krämern getragen, daß Eure Tafel, welche sonst von Leckerbissen und Weinen fremder Länder strokte, jetzt die Kost höriger Leute nur trägt! Sprecht, ist's Wahrheit, ist's Lüge?"

Wennemar sprang auf und mit über der Brust gekreuzten Armen vor seinem Gaste stehen bleibend, murmelte er mit harter, rauher Stimme:

„Und wenn es wahr wäre, was die Spagen auf den Dächern, die Tröbler auf den Märkten sich zuraumen, wenn es wahr wäre! Ihr — Goswin, habt ein Recht, mich zu höhnen, wart Ihr es doch, der mich warnte vor der gleißenden Freundschaft der geistlichen Herren, vor dem Würfelspiel, den Festgelagen und Jagden, mit denen ich die Pfaffen ergözte, bis sie mich zu Grunde gerichtet, um mich dann mit Weib und Kind von Haus und Hof zu jagen. Ja, hätte ich Eurer Mahnung ein willig Ohr geliehen! Hätte ich mich gehütet vor den Wölfen, welche in Schafskleidern einhergehen, nach unschuldigen Opfern zu suchen, um sie dann erbarmungslos zu erwürgen.“

Wennemar war, die Hände vor das Gesicht pressend, in den Sessel gesunken. Goswin von Ascheberg legte seine Hand auf die Schulter des Gebengten und sprach mit warmer Theilnahme:

„Nicht so, Freund Brüggdorp! Laßt uns, wie

Männern geizigt, berathen, erwägen, wie Euch aus den Schlingen der Pfaffen zu helfen."

"Es ist vergeblich! Seit Monden schon wälze ich mich Nachts schlaflos, mein Gehirn marternd, auf dem Lager umher, aber fester nur und fester sehe ich mich in die Netze verstrickt. Für mich giebt es kein Entinnen mehr!"

"Nicht doch, Wennemar! Das Unglück macht Euch blind, verdunkelt Euch den blinkenden Stern der Hoffnung! — Ihr seid reich, trotz Eurer Armuth, Ihr besitzt einen köstlichen Schatz, ein beneidenswerthes Kleinod — Eure Tochter Gerda."

Ein bitteres Lachen klang unheimlich durch das gespenstisch beleuchtete Gemach: „Ha, ha, ich verstehe Eurer Rede Meinung! Dieses Kleinod, meiner Augen Trost, mein einzig Kind, soll ich verschachern, um todten Mammon dahingeben! Nein, Ascheberg, so tief bin ich noch nicht gesunken. Eher sollen diese Mauern mich und sie begraben, eher die Wellen des Livasees uns verschlingen!"

Der Vogt hatte sich erhoben und dem Erregten einen kalt überlegenen Blick zuwerfend, einige Schritte nach der Geheimthür im Getäfel gemacht. Dann suchte er zögernd nach dem Drücker. Da ihm kein Laut Wennemars Gehalt gebot, wandte er sich wiederum dem Kamine zu und sprach, sich sichtlich bemühend, seiner Stimme einen herzlichen Klang zu verleihen:

"Ich blöder Thor! Ich kann nicht gehen, ich muß trotz Eurer Schroffheit Euch nochmals nahen — um Euch zu warnen!"

Mehr erstaunt als besorgt, hob Herr Wennemar das graue Haupt und blickte dem Vogt fest in die starren Züge. Einige Augenblicke begegnete dieser in tiefem Schweigen den forschenden Augen, dann nahm er das Wort:

"Vielleicht werdet Ihr nach der Entdeckung, die ich Euch zu machen habe, die helfende Hand nicht mehr so rauh zurückstoßen." Als er erwartete ein Wort, ein

Zeichen der Zustimmung, hielt Goswin inne, als aber nichts dergleichen erfolgte, fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort:

„Die Spagen auf den Dächern, die Weiber auf den Märkten wissen nicht nur zu berichten, daß Guer Lehen dem Bischof verfallen; oh, sie schwazen noch schändlicher Zeug und die Buben auf den Gassen, die Männer in den Herbergen stecken die Köpfe zusammen ob der wunderbaren Mär. Und wunderbar, seltsam will's einen bedünken, daß des gewaltigen Wennemar von Brüggdorp und der stolzen Edelfrau Jutta Tochter verlobte Braut des namenlosen Knaben Gerdt Gernhusen sein soll, jenes Findlings, dessen ein reicher Bürger zu Grobin sich erbarmte, als er das Knäblein verhungert schier an seiner Schwelle fand. Er zog den Buben auf und da der bleiche Schwächling zu nichts Anderem taugte, schickte er ihn auf die geistliche Schule nach Riga. Ein Gelehrter soll er werden — ein kurzathmiger, brodloser Stubenhocker, wenn nicht eben Guer geistlicher Lehns herr, der sich des Knaben so väterlich ha, ha, ha! — annimmt, ihn nicht noch zu hohen Ehren erhebt und ihn einer der vornehmsten Jungfrauen des Landes vermählt, nachdem er den Vater der Jungfrau zu seinem willenlosen Werkzeug gemacht.“

Als hätte der Blitz ihn getroffen, war Herr Wennemar, welcher zu Beginn der Rede des Bogtes nur spöttlich gelächelt, bei den letzten Worten emporgesahen. Eine dunkle Röthe bedeckte das sonst so fahle Gesicht; die Adern der gewaltigen Stirn schwellen; die Augen blickten wild drohend; vergeblich rang der verzerrte Mund nach Worten. Auch Goswin war aufgesprungen und seine Lippen dem Ohre Wennemars nähernd, raunte er ihm mit leiser Stimme zu:

„Gerdt Gernhusen, der Liebling des Bischofs, wird mit etlichen Jünglingen Dorpats und Nevals die nach Rom gehende Gesandtschaft begleiten, um seine Studien auf einer der italienischen Universitäten zu vollenden.“

Verständnißlosen, leeren Blickes schaute Brüggdorp dem Versucher in die Augen. Ein tiefes Stöhnen entrang sich der breiten Brust; unverwandt, mit dem Ausdruck herbsten Seelenkampfes, starrte er in die glimmenden Kohlen, dann sagte er, das Auge voll auf Ascheberg richtend:

„Mich wird nichts zum Mörder machen — nicht einmal der Haß gegen den Zerstörer meines Glückes, den Verderber meines Kindes. Nie wird Wennemar von Brüggdorp sein Gewissen mit blutigem Mord beschweren!“

Ein spöttisches Lächeln huschte über das Gesicht des Bogtes: „Wie kurzfristig Euch der Schmerz macht! Gerdt Gerhusen, der Findling, ist nichts mehr als ein Schatten, den ein unglücklicher Zufall, wollen wir sagen, in Gemeinschaft mit der hohen Geistlichkeit die Heerstraße ziehen läßt. Ihr, Wennemar, sollt Euer zart Gewissen nicht beflecken, ich will Euch und Gerda den Klauen der Bischöflichen entreißen, wenn — nun, wenn Ihr mir gelobt, Eure Tochter meinem Schwestersohn Burkhard von Papendorf zum ehelichen Gemahl zu geben!“

Wennemars unwillige Geberde unberücksichtigt lassend, fuhr Ascheberg dann fort:

„Es ist wahr, Burkhard hat ein wildes Leben hinter sich, aber die Zeit und — laßt es mich gestehen, die Liebe zu der schönen Gerda haben ihn ernst und zahm gemacht. Ruhig sitzt der sonst so Unstäte in seinem reichen, prächtigen Hause zu Roggehusen, dessen Herrin zu werden die schönsten und vornehmsten Töchter des Landes sich sehnen. Er aber begehrt ihrer nicht, denn sein Sinn steht unabänderlich nach der Tochter des armen, aber edlen Wennemar von Brüggdorp. Ist Gerda aber erst des Burkhard Weib, dann soll es mir ein Leichtes sein, Euch durch den siegreichen Orden auf Lebenszeit mit Eurem Heimwesen zu belehnen, denn der Orden wird mir keinen Wunsch versagen, und gerade Euch wird er um so lieber seine Hilfe angeheißen

lassen, als Ihr durch die List der Pfaffen in's Unglück gerathen." — —

Mit verdoppelter Gewalt toste der Sturm gegen die Mauern des Hauses zu Meluppen, als Wennemar, mit einem Windlichte in der Hand, den Gast über den Hof zum Thor geleitete. Ein Händedruck noch, noch einige leise geflüsterte Worte, dann schwang der Gast sich auf das herbeigeführte Pferd und ritt, von seinem Begleiter gefolgt, in die wilde Nacht hinaus. Nachzend fiel hinter ihnen das Thor in's Schloß.

„Bei Deiner Seelen Seligkeit, Siwart, der heutige Besuch darf Niemand bekannt werden, drum hüte Deine Zunge, Alter! „Siwart nickte in stummem Staunen zu diesen eindringlichen Worten und schlich dann schwerfällig über das Pflaster des Hofes dem Thurne zu. Sein Haar war schneeweiß geworden, seine Glieder erlahmt in treuem Herrendienst und gar manches Geheimniß barg seine treue Brust; sie hatten ja alle, der Vater und der Großvater des jetzigen Herrn, seine Verschwiegenheit gekannt. „Hüte Deine Zunge!“ So hatte Keiner je zu ihm geredet! Kopfschüttelnd streckte der Alte sich auf sein Lager nieder, wenig kümmerte ihn mehr das Getreibe der heutigen Welt.

Im Frauengemach saß Jutta von Brüggdorp einsam an der Spindel, aber lässig ruhten die Hände in ihrem Schoß. In tiefen Gedanken, das stolze Haupt mit den kalt blickenden Augen und der kühn gebogenen Nase gegen die Lehne einer Polsterbank gedrückt, hatte Herr Wennemar sein Weib gefunden. Und als er sie endlich verließ, da schritt die Herrin zu Meluppen in wilder Erregung ab und zu. Sie mußte den Sturm in ihrem Innern bekämpfen, es durfte ja Niemand ahnen, daß auch sie, die Starke, voll Verzweiflung und Bangen gegen die Bogen der Lebensfluthen zu kämpfen hatte. Und über ihr, da pochte das unschuldige Herz des Töchterleins in kindlicher Lust und Freude. In dem Bogenfenster ihrer Kämmerate, welches auf den gebüschumfünten, stillen Moorsee hinausblickt, auf dessen

klarem Spiegel der helle Herbstsonnenschein eben sein gaukelnd Spiel treibt, sitzt Gerda von Brüggdorp mit Ite, der greisen Wärterin, welche voll Spannung den altbekannten und doch immer wieder gern gehörten Legenden lauscht, welche das Mägdlein aus dem abgegriffenen Büchlein mit den verschörfelten Buchstaben eifrig vorliest.

Gerda von Brüggdorp gleicht ihren Eltern nur wenig. Da ist nichts von der strengen Bornehmheit der Mutter, nichts von der selbstbewußten Haltung des Vaters. Anmuthige, liebevolle Weiblichkeit spricht aus der ganzen Erscheinung des jungen Mädchens. Die großen, hellen Augen lachen freundlich, in den vollen, zartgerötheten Wangen kommen und gehen bei jedem Worte, das sie munter plaudert, die schelmischen Grübchen. Um die feingeschnittene Nase und den kleinen, kirchrothen Mund zeugt ein neckischer Zug von harmlosem Muthwillen. Das kastanienbraune Haar fällt in langen, natürlichen Locken über die Schultern und ringelt sich widerspänstig auf der hohen, weißen Stirn. Ein lichtblaues Kleid umschließt die schlanke, biegsame Gestalt und wird am Halse von einer hohen weißen Krause zusammengehalten. Das Buch ist ihr in den Schoß gesunken. Träumerisch blickt das sonst so heitere Auge über den Limasee hin, in die weite Ferne, wo am Horizonte die Thürme von Grobin sich in schwachen Umrissen erkennen lassen. Plötzlich färbt ein helleres Roth des Mädchens Wangen und Schläfe und leise sagt sie:

„Immer, wenn ich die schönen Legenden lese, erwacht die Erinnerung an Gerdt, der sie mir geschrieben. Ach, es war eine wunderliebliche Zeit, da wir beide, zwei unschuldige Kinder, hinausliefen zum Wald. Dann setzten wir uns wohl in's grüne, schwellende Moos nieder und während ich Kränze wand oder Körbchen flocht, erzählte Gerdt mir gar wunderfame Märlein. Auch spielten wir Prinz und Prinzessin und Gerdt erlöste mich dann aus der Umarmung des Drachens bald, bald aus dem Rachen des Löwen.“

Von der Macht der Erinnerung auf goldenen Flügeln dahingetragen, hätte Gerda noch lange weitergeträumt, wenn ihr nicht Ute verweisend in's Wort gefallen wäre.

„Glaub's schon, Kind, mag auch eine gar herrliche Zeit gewesen sein, aber nimmer darfst Du vergessen, daß all' das dem hochgeborenen Fräulein nicht mehr frommt.“

„O, wäre ich ein Kind noch, Ute! Gar sehr sehne ich mich zurück nach den Tagen der goldenen Freiheit.“ Bei diesen Worten zuckte es gar verrätherisch um des Mägdeleins Mundwinkel und eine große Thräne rollte langsam über die Wange herab.

„Sei nicht thöricht, Kind! Nicht kannst Du mehr, wie einstmal's, mit wirrem Haar und glühenden Wangen durch Feld und Wald streichen. Jetzt heißt's sittsam und verborgen im Hause leben, bis eines Tages hellklingende Trompeten den Freier verkünden.“

„Puh!“ unterbrach Gerda die Ute mit komischem Entsetzen: „Ich werde nie einem fremden Manne folgen. Gelt, Ute, Gerdt war doch der schönste Knabe? Wie er jetzt nur ausschauen mag? Ach, sechs Mal kam und ging der Frühling, seit er fern ist, niemals aber brachte er mir den trauten Genossen.“

„Um aller Heiligen willen, Kind, laß Dir rathen! Es thut nimmer gut, an den armen Knaben zu denken. Es giebt ja im Lande noch gar viele ebenso schöne und ebenso brave Jünglinge!“

„Nein, Ute! So schön, so lieb und gut ist keiner mehr auf dem weiten, weiten Erdenrund! Hättest Du ihn nur gesehen, als er den armen hinkenden Fehze der alten Marga aus den Klauen des Bären rettete.“

Einem sprudelnden Quell gleich quollen die so oft schon gesprochenen Worte von den Lippen der erregten Jungfrau.

„Wir waren in der Lust des Spieles tiefer und tiefer in das Dickicht des Waldes gedrungen, als uns plötzlich ein banges Wimmern an's Ohr drang. Dem Schalle folgend, durchbrachen wir das Gehölz zur

Rechten und gelangten auf eine Lichtung. Hier — o grauvoller Anblick, lag Jehze am Boden. Ein junger Bär aber hielt die schwere Tazze auf des Knaben Brust.

„Auf den Baum, Gerda!“ rief Gerdt mir zu und während ich seinem Befehle nachkam, hatte er sich hinter das unholde Thier geschlichen und mit geschicktem Wurf die Schlinge, ohne die er nie ausging, um den Hals des Bären geworfen. Dieser stuzte, dann wandte er sich wild zur Flucht, wodurch die Schlinge nur fester sich zusammenzog. Nach Athem ringend, sich bald rechts, bald links werfend, suchte das Thier der Fessel zu entkommen und stürzte sich dann in verzweifeltsten Anläufen auf seinen Peiniger. Mit gewandten Sprüngen wich dieser den Angriffen aus, bis er mehr und mehr ermüdete. Jehze und ich verdoppelten unser Geschrei um Hilfe, doch, wie es schien, vergeblich. Mein Herz schien stille zu stehen, es begann vor meinen Augen zu dunkeln, krampfhaft klammerte ich mich an das Geäst der Linde. Ich sah den Vater noch kommen — dann waren die Sinne mir geschwunden. Als ich endlich erwachte, fand ich mich blutend im Moose liegen, neben mir kniete Marga, die, von unserem Geschrei angelockt, herbeigeeilt war, und bestrich die schmerzende Armwunde mit dem lindernden Saft einer Pflanze. Der Bär lag blutend, von der Hand des Vaters erlegt, am Boden. Die beiden unversehrten Knaben umstanden den gefallenen Feind. Mit rührender Dankbarkeit, abgöttischer Liebe hängt Jehze seitdem an seinem Retter. Die ersten Blumen, die schönsten Waldfrüchte trug er ihm als Gabe nach Grobin und jetzt sehnt er sich mit mir nach dem Fernen.

Ute wiegte in schwerer Sorge das graue Haupt, Gerda aber fuhr fort:

„Wie schön war er im Zorn! Die schwarzen Augen glühten, die Rippen bebten und plötzlich ward er so stolz und vornehm. Ein Mal nur sah ich ihn so und doch vergess' ich es nimmer. Es war damals, als er den fremden Knaben züchtigte. Weißt Du wohl noch, Ute?



Und ohne das zustimmende Nicken der Wärterin zu beachten, sprach Gerda erregt weiter:

„Ich war bei Matga gewesen und auf dem Heimwege. Da kam von Grobin her auf einem muthigen Közlein ein Knabe geritten. Neugierig blieb ich stehen, ich war ja so klein noch. Der Bube aber sprang, als auch er mich erblickte, aus dem Sattel, umschlang mich und wollte mich küssen. Da ward er plötzlich zurückgeworfen von Gerdt, der sein Gebahren mitangesehen. Böse, häßliche Worte austroßend, stieg der Knabe wieder auf sein Roß und jagte davon.“

„Kind, Kind warum nur denkst Du heut' so viel des Namenlosen!“

„Ute, warum schlägt das Herz mir in der Brust? Warum muß ich bald lachen, bald weinen? — Ich weiß es nicht, Ute! Oder ist's, weil ich ihn so unendlich lieb habe, mich um ihn Sorge Tag und Nacht? Ob er auch meiner so herzlich gedenkt?“

„Wünsche das nicht, mein Augentrost, bei der heiligen Mutter Gottes, wünsche nur das nicht. Vergiß den namenlosen Knaben!“

„Könnte ich eines Bruders vergessen?“ Sinnend schaute das Mädchen über den Moorsee in die blaue, duftige Ferne. Ein helles Roth glitt über die lieb-reizenden Züge, als sie dann leidenschaftlich rief:

„Ach, eines Bruders könnte ich vergessen —, seiner nie!“ Sie war aufgesprungen und den Nacken der erschreckten Ute stürmisch umschlingend, bedeckte sie das verwitterte, runzlige Gesicht mit heißen Küssen. Die alte Frau aber zog den Rosenkranz, der ihr am Gürtel hing, hervor und betete mit rührender Inbrunst: „Bewahr uns, lieber Herrgott! Bewahr uns, gebenedeiete Jungfrau.“

Ein milder Nachsommer hatte dem unfreundlichen Herbst noch einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Herrschaft geraubt und wiegte nun die Bewohner des Kurenlandes in trügerische Hoffnungen, sie für Augenblicke auch den Sturm, der Herzen und Gemüther durch-

totbe, so wie den nahenden Winter mit seinem Glend und seiner Noth vergessen machend. Aber auch die Vöglein hatten sich täuschen lassen, denn von Neuem erklangen ihre längst verstummten Lieder fröhlich durch Feld und Wald, auf denen heller, warmer Sonnenschein lag. Die blauen Wasser des Livasees trieben ihre Wellen wieder losend, plätschernd gegen das gebüschumsäumte Ufer, an welchem Frau Jutta von Brüggdorp mit ihrer Tochter dahinritt. Gerda empfand die ganze Bönne der wiedererstandenen Natur. Entzückt glitt ihr strahlend Auge bald über den stillen See links, bald rechts hin über das weite Meer. Ungezwungener als in den Mauern des väterlichen Hauses plauderte sie auf die Mutter ein. Nur zerstreut horchte Frau Jutta den Worten des Töchterleins und ritt dann, ihren Rappen antreibend, voran. Unverwandt blickte ihr scharfes Auge nach der Richtung von Grobin hin, wo sie am Horizonte die undeutlichen Umrisse zweier Reiter erkannt hatte. Schnell wandte sie das Roß und Gerda scharf in's Auge fassend, sprach sie verweisenden Tones:

„Du hättest ein besser Gewand anlegen sollen. Das verschossene blaue Kleid paßt gar schlecht zu dem hellen Tage, auch solltest Du dem Geschenke des Vogtes, dem köstlichen Schmuck, mehr Ehre anthun! Wo hast Du das Geschmeide?“

„Dahem in der Truhe, Mutter. Was sollen mir die funkelnden, kalten Steine im frischen, grünen Wald!“

Die Edelfrau drängte den Rappen an den Schimmel der Tochter heran und ihr Roß mit der einen Hand kräftig regierend, legte sie mit der andern die widerspenstigen Locken des jungen Mädchens zurecht. Verwundert schaute Gerda bei diesem ungewohnten Gebahren der Mutter auf, wobei sie ebenfalls die heransprengenden Reiter wahrte, und in einem derselben den Vogt von Grobin erkennend, erröthete sie unwillig. Seit längerer Zeit schon war ihr nicht nur die ungewöhnliche Liebenswürdigkeit Ascheberg's, nein auch die

Lobpreisung seines Neffen unangenehm aufgefallen. Ein beengendes, quälendes Gefühl, von dem sie sich jedoch keine Rechenschaft zu geben vermochte, überkam sie auch jetzt beim Heransprengen der Reiter. Der stattliche junge Herr neben dem Bogt war sicher dessen Schwesterjohn, der vielgepriesene Burkhard von Papendorf, Herr zu Roggehufen.

Nach höflich gewechseltem Gruß und Gegengruß gesellte der Bogt sich zu Frau Jutta, indeß Burkhard seinen Falben an Gerdas Seite lenkte und mit künstlich geformter Rede sich an sie wandte. Diese schien jedoch der schönen Worte nur wenig zu achten, ihr Blick ruhte, der Sitte damaliger Zeit zuwider, prüfend auf ihrem Begleiter. Spöttisch lächelnd unterbrach sie dann den Wortschwall des Ritters.

„Ich denke, wir begegneten uns schon einmal, Burkhard von Papendorf?“

Eine leichte Röthe überzog die hübschen, aber rohen Züge des Angeredeten, doch sich allsogleich beherrschend, erwiderte er mit süßlichem Tone:

„So ist's, Gerda von Brüggdorp! Wer Euch einmal gesehen, vermag Euer Antlitz nicht wieder aus der Erinnerung zu bannen! So ist mir geschehen, seit ich Euch, holde Jungfrau, von der Zinne des Schlosses zu Grobin in's schöne Antlitz geschaut.“

„Die Begegnung meine ich nimmer!“ unterbrach sie ihn mit zornigem Blick. „Ich rede von einer, die vor Jahren sich ereignete und nicht eben erfreulicher Art war. Wir waren eben beide Kinder!“ setzte sie dann begütigend hinzu.

Ueber Papendorf's Gesicht zog es wie Wetterleuchten, aber nur einen Moment lang, dann nahm er wieder die Miene höfischer Glätte an und gefühlvoll kam es von seinen Lippen:

„Ihr müßt Euch irren, holdes Fräulein. Wie könnte —“

Sie waren bei der Hütte der alten Marga angelangt, welche am Fuße der steilen, dunkelen Schlucht, zwischen

Gestrüpp und Geröll, zerfallend und unheimlich dalag. Jehze, welcher auf der Schwelle hockte, war, das Fräulein bemerkend, eifertig herbeigehinkt, den Saum ihres Kleides zu küssen. Gerda von Brüggdorp aber beugte sich herab, strich lieblosend über das flachsblonde struppige Haar, das pockennarbige Gesicht und dem Burschen freundlich in die unschönen Augen schauend, sagte sie gütig:

„Gelt, das ist ein Wetter, Jehze! Die Kräuter wachsen Euch von Neuem und Mutter freut sich gewißlich der reichlichen Arbeit. Grüß mir die Alte und sage ihr, ich käme bald einmal.“

Bapendorp, welchen das Fräulein inmitten der Rede unterbrochen, um sich zu dem geringen Undeutschen zu wenden, blickte grimmig drein. Sein beleidigtes Selbstgefühl bäumte sich hoch auf. Nun, das schwor er zornig, sollte Gerda erst recht sein werden, sein gehorsam, demüthig Weib!

Seit jener Begegnung am Livasee waren Ascheberg und sein Neffe häufige Gäste im Hause zu Meluppen. Mit tiefer Kummerniß aber und heimlicher Furcht gewahrte Gerda die wachsende Ehrerbietung, die freundliche Achtung, welche die Eltern dem Burkhard von Bapendorp erwiesen, der ehrfurchtsvoll, aber offen um Gerdas Gunst warb. Das Herz des Mägdleins ward schwerer und schwerer und mit hangender Sehnsucht gedachte sie Tag und Nacht des fernen Genossen.

* * *

Glitzernd lag der Schnee auf Flur und Wald, als Jehze eines Tages athemlos erregt Gerda die Bottschaft brachte, die Ahn bäte sie, eilend in die Teufelschlucht ihm zu folgen. Den pelzverbrämten Mantel schnell überwerfend, den Kopf mit einem Schleiertuch verhül- lend, machte Gerda sich auf den Weg.

Das wunderlich alte Gesicht des unfreien Knaben strahlte in schöner Freude, in den kleinen schielenden Augen standen Thränen. Aber vergebens forschte die

Jungfrau nach ihres Begleiters ungewöhnlicher Erregung, vergebens nach den Wünschen der alten Marga — ein unverständliches Grunzen, ein bedeutungsvolles Augenzwinkern war Alles, was Gerda ihm entlocken konnte. So schritt sie denn gedankenvoll, die Röthe der Erwartung auf den Wangen, dem Baldessaum zu, der ihr mit seinen bereiften Bäumen feenhaft entgegen- glitzerte. Bewundernd ruhte des Mädchens Blick auf dem zauberischen Bilde, als ihr Auge plötzlich bei einer Biegung des Weges die Gestalt eines Mannes traf, der, an eine Tanne gelehnt, regungslos da stand. Auf den blonden Locken ruhte ein blaues Sammtbaret. Wams und Beinkleid, wie auch der über die Schultern geworfene Kragen von gleichem Stoffe und mit Silber reich verziert, bedeckten eine schlanke, aber kräftige Jünglingsgestalt.

Gerdas Schritt zögert. Unverwandt, weit geöffneten Auges schaut sie nach dem Regungslosen, versenkt ihre Blicke in die großen, träumerisch auf sie gerichteten Augen, die edlen Züge, dann eilt sie, ein flinkes Reh, die Schneedecke kaum berührend, auf den Einsamen zu. Dann bleibt sie plötzlich stehen, heiße Röthe auf den Wangen, und als er, wie aus einer Verzauberung erwachend, ihr zögernd entgegenschreitet, da hält sie's nicht länger, sie stürzt auf ihn zu und seinen Nacken fest umschlingend, jubelt sie, daß es laut durch den Wald klingt:

„O Gerdt, Du böser, Du herziger Gerdt! Endlich, ach endlich hab' ich Dich wieder!“

Als er aber in tiefer Verwirrung sie „Fräulein“ nennt und artige Begrüßungsworte stammelt, da lacht sie hell auf und ihm die kleine, runde Hand auf die Rippen drückend, schilt sie:

„Du garstiger Gerdt! Was willst Du mir mit städtischer Sitte und feingedrechelter rigischer Rede! Bin ich denn Deine Gerda nicht mehr?“

Da umschlingt er in stürmischer Bewegung das Mädchen und leidenschaftlich hallt es von seinen Lippen:

„Bei allen Heiligen, bei meiner unsterblichen Seele und meiner Ehre, Gerda von Brüggdorp, ich will nicht ermatten im Ringen und Streben, Kämpfen und Wagnen, bis ich, der Namenlose, Deiner würdig geworden!“

In kühnen Worten sprach er nun dem aufhorchenden Mädchen von seinen stolzen Träumen, seinen hochfliegenden Plänen; erzählte ihr, wie er in wenigen Tagen schon mit einer Gesellschaft Reisender in's schöne, sonnige Land Italia ziehen werde, um dort den Lehren der hochgelahrten Herren Doctores zu lauschen; schilderte ihr, wie er dann heimkehrend Sitz und Stimme im Rathsstuhl zu erringen hoffe; wie er dann in Niga ein stattlich Haus bauen und es mit Allem ausstatten werde, was schön und nützlich, um dann vor ihre Eltern zu treten, dieselben um ihren kostbarsten Schatz, um ihr Kind, bittend.

Gerda hatte, an den Geliebten gelehnt, hochklopfenden Herzens seinen Worten gelauscht. Aber sie konnte es nicht hindern, daß ein banges Gefühl sie beschlich und sich fester an Gerdt schmiegend, flüsterte sie:

„Ach, Italia ist gar so weit, Gerdt! Zwischen dem Heute und Deiner Rückkehr liegen weite, unendlich lange Jahre, mir aber graut — vor dem Werben Burkhard Papendorp's.“

Erbleichend löste Gerdt sich aus ihrer Umarmung und vor sie tretend, ihr fast drohend in die Augen schauend, sagte er hart:

„Burkhard Papendorp! Jener vornehme Hohlkopf mit seinen Sitten und rohen Thaten! O — dieser Name drang bis in die stillen Klauen unseres Klosters. Sein Weib darfst Du nimmer werden! Schau mich an, Gerda, fest und ernst und gelobe mir das bei jenem Stern, der sich soeben über dem Spiegel des Livasees erhebt!“

„Ich gelobe!“ klang es feierlich von ihren Lippen, „ich gelobe, nie Burkhard Papendorp's ehelich Gemahl zu werden! Weder seine gleißenden Schätze, noch seine

glühenden Schwüre, noch seine Drohungen werden ihm je meinen bräutlichen Kuß erzwingen!"

In dem Stall hinter der Hütte Margas stand Jehze, das Pferd lieblosend, das ihm den Liebling seines Herzens gebracht. Das Leben dünkte ihm, seit Gerdt mit freundlichem Gruß unerwartet bei der Ahn eingetreten, lichter und schöner. In schnellen Bildern flogen dem armen, freudlosen Burschen die verflossenen Jahre dahin. Seine Wege waren öde und rauh gewesen, aber die Blümchen, die hier und da auch ihm gesproßt, die waren von den mildthätigen Händen Gerdts und Gerdas unter die Stacheln und Dornen seines Lebenspfades gestreut worden.

In diese Träume hinein klang ein Pfiff. Schnell ergriff Jehze den Zügel des Rosses und führte dasselbe, wie verabrebet, dem Waldesraume zu.

Langsam schritt Gerda heim. Wie war doch das wonnevolle Glück so wunderbar schnell über sie hereingebrochen! Wie war es nun doch so unerwartet gekommen, das oft Erträumte, schmerzlich Ersehnte! Fast bangte ihr vor dem großen, dem seligen Glück.

Während Gerda so in Gedanken heimschritt, saß Gerdt in der Hütte Margas, ihren wunderbaren, geheimnißvollen Worten lauschend.

Nur wenige Male noch und auf kurze Stunden nur sahen sich die Gespielen, dann kam der bittere Abschied, da keines das andere lassen zu können meinte, bis sich dann beide gleichzeitig wandten, um todesstrawigen Herzens ein jedes seinen einsamen Pfad zu gehen.

Als Gerda am Tage nach dem bitteren Abschied in schmerzlicher Wehmuth die Tanne, unter welcher sie den Gespielen wiedergefunden, aufsuchte, sah sie Jehze auf sich zuhinken. Er reichte ihr ein Brieflein hin und kehrte dann, bitterlich weinend, heim.

An die Tanne gelehnt, erbrach Gerda die Schrift: eine blonde Locke leuchtete ihr entgegen und bebend las sie:

„Heut, wenn die Sterne über dem Diwafee leuchten,

ziehe ich über denselben, der großen Heerstraße zu. Namenlos und unbekannt gehe ich, aber einst, mein Lieb, tönen die Trommeten zu Deiner Kemetate empor. Ein stolzer Mann stehe ich dann stehend vor Deinem Vater. Du aber gedenke Deines Gelöbnisses! Gott und alle Heiligen mögen Dich hüten und schützen auf allen Deinen Wegen!"

Wohl tausendmal preßte das Mägdelein Brief und Locke an die bebenden Lippen, um dann endlich beides in der Truhe zu bergen.

In ihrer Hütte saß Marga, die Kräuterhege, das fahle Antlitz der Herdflamme zugekehrt. Sie wand mit zitternden Fingern einen Kranz aus welken Immergrün und ihre dünnen Lippen murmelten, während das greise Haupt dazu nickte:

„Der Wind heult „Tod“, der Kranz ist bereit! Das Sternbild über dem stolzen Meluppen erbleichet mehr und mehr. Blutig roth leuchtet's über Grobin. Ja, ja! Es gehet Alles in's finstre Schattenreich, der Freie und der Unfreie, der Arme und der Reiche, der Jüngling und der Greis. Auch Du, kaltherziger, grausamer Mann, auch Du! Aber nicht die Schatten des Todes, nicht die Wasserströme der ganzen Welt können Dein brennend Gewissen fühlen, das höllische Feuer selbst wird Dein kaltes Herze nimmer erwärmen! Ja, auch Du gehst einst, aber wann, wann, wann!"

Das starre Auge der Alten belebte sich langsam; der Kranz entfiel ihren Händen, ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust und Marga erwachte aus dem traumhaften Zustand, der sie umfangen gehalten.

Mühselig schleppte sie sich an das kleine Fenster, öffnete es und blickte lange in den Sturm hinaus:

„Die Nacht ist herein und der Dube noch nicht zurück. Ist sicher dem Gerdt nach, der arme Balg! Ja das Scheiden, das Scheiden! Im Schloß weint das Mägdelein in bitterm Kummer. Die Thränen, sie kommen und gehen, wie der Sturm.“

Tiefer Schnee deckt den Spiegel des Liwasees. Er

glitzert im Mondenschein auf dem Gebüsch, welches das sonst blaue Wasser wie einen Kranz umgiebt. Ueber der ruhenden Erde funkeln in verheißungsvollem Frieden tausend und aber tausend Sterne. Nichts, als das grollende Wasser der Ostsee, das sich nicht hat in Fesseln schlagen lassen, unterbricht die lautlose Stille. Es ist, als könne nichts den tiefen Frieden einer nordischen Winternacht entweihen, über welcher das Auge Gottes selbst zu wachen scheint.

Und doch! Ein leise knarrender Ton, allmählig deutlicher werdend, läßt sich vernehmen. Es klingt wie das Knirschen von Schlittenkufen bei eisigem Frost und aus der Dunkelheit lösen sich gar bald drei Fuhrwerke von schwerfälliger Bauart ab, die nur mühsam von den Pferden vorwärts gezogen werden, und endlich bleiben sie ganz stehen.

Aus der zurückgeschobenen Klappe des voranfahrenden Schlittens beugt sich das ehrwürdige Antlitz eines alten Mannes:

„Gerdt Gernhusen!“ Leise, gedämpft hallt der Ruf durch die Nacht, worauf eine behende Gestalt, das Gefährt verlassend, dem Rufe folgt.

„Du kennst den Weg, mein Sohn?“

„Gewiß, Hochwürden! Wir befinden uns an der nördlichen Spitze des Sees. In gerader Richtung über denselben hinfahrend, gelangen wir zu der nach Preußen führenden Heerstraße, die, am Gestade der Ostsee dahinziehend, gen Süden führt.“

„Und uns droht auf dem See keinerlei Gefahr?“

„Keine.“

„So nimm Deinen Platz wieder ein, mein Sohn, und vorwärts in Gottes Namen!“

Langsam setzen die Schlitten sich wieder in Bewegung und bald verräth der härtere Schnee, daß man sich auf dem See befinde. Wortlos sitzen die Reisenden. Seinen Gedanken nachhängend, blickt Jeder über das sich ringsum deh nende Schneefeld.

Da lösen sich mit der Schnelligkeit des Blitzes aus

dem Gebüsch am Rande schwarze Gestalten, eilen herbei und fallen mit nerviger Faust den Pferden in die Zügel.

„Verrath, Verrath!“ gelst's schaurig durch die Nacht.

„Gut Freund, gut Freund!“ tönt's beruhigend wieder. Eine hohe Gestalt tritt rasch an den ersten Schlitten heran und sagt vernehmlich:

„Genug und Rom!“

„Und Guer Begehr? Warum der Ueberfall?“

„Warum? Ihr seid dem Siege des Ordensvogtes Goswin von Aischeberg nahe! Wir sollen Euch geleiten, bis Ihr seiner gefahrbringenden Nähe entkommen.“

„Wer aber seid Ihr?“

„Freunde des Bischofs.“

Die Insassen des dritten Schlittens, lauter Jünglinge, welche in der ersten Erregung ihre Sitze verlassen hatten, schreiten nun zu Fuß weiter. Langsam geht es am Ufer des Sees dahin. Der Letzte im Zuge ist Gerdt. Dem Hause von Meluppen, das sich finster vom Nachthimmel abhebt, ist sein träumend Auge zugetehrt. Erst ein kaum vernehmlicher schnalzender Ton aus dem Gebüsch entreißt ihn den wogenden Gedanken. Dem Tone folgend, nähert er sich dem Ufer. Da fühlt er seine Hand ergriffen, an bebende, heiße Lippen gepreßt. Einen Moment blickt er in Fehzens gramverzerrtes Gesicht, empfängt aus der Hand des Burschen einen kleinen, in Papier gehüllten Gegenstand und eilt dann, schmerzlich seufzend, von dannen. Aus dem Papier blinkt ihm ein herzförmiges Medaillon, das er oft am Halse Gerdas gesehen und als er dasselbe öffnet, erkennt er beim Scheine der Sterne eine weiche, kastanienfarbene Locke. Zärtlich preßt er die Gabe an die Lippen, wirft noch einen langen Blick hinüber nach den Mauern, die sein Lieb bergen, und eilt dann, die Gefährten zu erreichen. Singenommen von dem soeben Erlebten, von bitterem Trennungsschmerze gequält, schreitet er achlos weiter. Und als er bei den Reisenden angelangt, prüfend den Blick hebt, gewahrt er in jähem Schreck, daß

sie sich vom Wege ab nach der Mitte des Sees gewandt.

Angstbeflügelten Schrittes eilt er nun zum führenden Schlitten und kündet fliegenden Athems die gemachte Entdeckung. Der Greis aber gebietet ihm Schweigen, und gemahnt ihn voll Unmuthes, daß sie sich unter sicherem Schutze befänden.

Lautlos geht's weiter und weiter, bis plötzlich ein donnernd „Halt“ ertönt. Hinter dem aufgethürmten Schnee zur Rechten dringen Männer in dunkler Verklappung hervor.

Die Reisenden werden umzingelt und nach kurzem vergeblichen Ringen von der Uebermacht an Händen und Füßen gebunden. Ein abermaliges verzweifelttes Ringen, ein banges Hilferufen und grausiges Fluchen hallt schrill durch die stille Nacht. Vergeblich bleibt ihr Bitten und Flehen. Die unglücklichen Opfer rachedürstender Bosheit werden ergriffen und unter rohen Drohungen und erbarmungslosen Faustschlägen vorwärts getrieben, bis sich vor den Augen der Entsetzten klaffende Wunden aufthun. Jetzt sind alle Zweifel dahin, ist jeder Hoffnungs-schimmer erloschen; die Unglücklichen wissen, daß sie verrathen sind, daß sie sich in den Händen des unerbittlichen Ordens befinden. In furchtbar nackter Deutlichkeit thut es sich vor ihnen auf — das kalte Grab, das sich in wenigen Augenblicken schon über ihnen schließen soll.

Ohnmächtiges Sträuben, dann ein wehklagend Stöhnen und es wird still — todtentill.

Achtzehn Mal erschallt in gleichmäßigen Zwischenräumen ein schauerlich dumpfer Fall, gefolgt von dem Geräusch hochauf spritzenden Wassers. Achtzehn Mal unterbricht grausig Behrufen den heiligen Frieden der Natur — achtzehn Herzen sind gebrochen, haben aufgehört zu schlagen in Freud und Leid.

Das bleiche, vom Mondenschein übergossene Antlitz dem Hause von Meluppen zugewandt, steht Gerdt noch

da in stummer Verzweiflung. Ueber seine fest zusammengepreßten Lippen dringt kein Laut, aus seinen trotzig aufleuchtenden Augen steht kein Blick um Erbarmen.

„Nun ist die Reihe an Dir, mein Püppchen!“

Eine harte Faust hebt ihn empor, ein sehniger Arm hält ihn über die klaffende Wuhne.

„Will Dir den Kopf mit den hochfliegenden Träumen, den vermessenen Gedanken ein wenig fühlen, Du phantastischer Träumer, Du armseliger Bettler!“

Mit der Kraft des Verzweifelten hat Gerdt seinen Arm befreit und mit schnellem Griff das Bistur vom Haupte seines Peinigers gerissen, das nun vom bleichen Licht des Mondes übergossen wird, und ruft mit weit hin schallender Stimme:

„Goswin von Ascheberg, Vogt zu Grobin! Ihr also seid der feile Hentersknecht, das verruchte Werkzeug des Ordens! — Ihr Sterne, die ihr über dem Livasee funkelt, tragt sie in alle Lande hinaus, die grausige Botschaft! Ihr Lichter der himmlischen Höhen, Euch rufe ich zu Zeugen an, zu Zeugen des entsetzlichen Verbrechens, das ihr geschaut. Schaffet, daß der hochgeborene Missethäter auf Erden schon seinen Richter finde!“

Hohn in den rauhen Zügen, lauscht Goswin dem Fluche des Jünglings, dann schwingt er in wahnsinniger Wuth den Arm:

„Gebenedeiete! Gerda!“ tönt es über die Eisfläche des Sees hin. Ein Blick noch trifft das Gesicht Ascheberg's. Ein Fall — hoch auf zischt das Wasser — Goswin von Ascheberg, der erbarmungslose Schlächter, ist am Rande der Wuhne in die Knie gesunken. Als wolle er sein Opfer dem Tode entreißen, streckt er, sich weit hinabbeugend, die Arme aus. Vergebens, thörichtes Beginnen! Das Wasser unter ihm rauscht sein ewig altes Lied, die kalte, eintönige Weise, die es heute singt, die es vor Jahrhunderten gesungen. Bleichen Angesichts starrt Goswin von Ascheberg noch immer in stummer Qual hinab in die dunkle, gurgelnde, unerbittliche Tiefe:

„Ach ihr Heiligen!“ ächzt er. „Der Blick! Die tiefen, blauen Augen — ihre Augen!“ Und wieder streckt er in stummer Verzweiflung die Arme hinab und wieder antwortet nichts als das dumpf grollende Wasser.

In starrem Entsetzen stehen die Männer ringsum, dem Treiben ihres gefürchteten Führers mit Staunen und Grauen zuschauend. Nur Einer scheint weder Mitleid, noch Schreck zu empfinden; aus dem rothen Gesicht, von welchem er das Bistir genommen, spricht Zorn und Hohn und auf den am Rande der Bühne Knienenden zutretend, schilt er:

„Was soll das alberne Schauspiel? Erhebt Euch, Ohm! Schon zu lange währt Euer weibisch Gethue! Der Streich gelang vortrefflich, wir ernten Dank und Ruhm!“

„Wir ernten Dank und Ruhm! Ja, ja Dank und Ruhm!“ Der sonst so felsenstarke Mann erhebt sich nur mühsam, noch einen Blick wirft er hinab in die gährende Kluft der Bühne und seine bleichen Lippen murmeln: „Dank und Ruhm, Dank und Ruhm!“

Mit geschlossenem Bistir verlassen die Männer, schweigend über den knisternden See dahinschreitend, den Schauplatz ihrer Missethat.

Und über dem Livasee funkeln die Sterne mit ihrem milden Friedensglanz, als hätte nichts die heilige Stille der Nacht entweiht.

Mit wildem Schrei stürzt, da die Männer verschwunden, Fehze hinter einem der aufgeworfenen Schneewälle hervor und sinkt am Rande der Bühne nieder:

„D Gerdt!“, ächzt er in bitterem Schmerz, „mein Augenlicht und Herzenstrost! Sie haben Dich gemordet, Dein warmes, edles Herz gebrochen, und habe ich Dich auch nicht retten, nicht für Dich sterben können, so bin ich doch auserlesen, Zeuge Deines Todes zu werden! Und wahrlich, meine Zunge wird sie ver-

künden, die Mordthat, hinausschreien will ich sie in alle Laube, Dein Rächer zu werden!

Die Arme, welche der Bursche beschwörend zum Himmel erhoben hatte, sanken schlaff herab; von Schmerz überwältigt, brach Jechze wehklagend auf dem Eise zusammen.

Ein eisiger Windstoß, über den unglücklichen Un- deutschen erbarmungslos dahinfahrend, schreckte diesen endlich empor. Langsam, das Auge zu Boden gerichtet, schlich er dem gebüschumsäumten Ufer zu. Ein dumpfes, banges Angstgefühl erfüllte seine Seele; er wußte, daß Graufiges geschehen, fühlte, daß er arm, bettelarm geworden, aber vergebens mühte er sich, auf dieses Grauenvolle sich zu besinnen. Er hörte ihn in seinen Ohren gellen, den bangen Todesschrei, der in Zwischenräumen die Luft durchzitterte, er hörte es deutlich, das Aufspritzen des empörten Wassers, — er hörte eine Stimme dann, eine Stimme, die sein Herz stets froher klopfen gemacht und die nun für immer —

Es konnte, es durfte nicht sein! Ihn äffte ein Traum, finstere Mächte hielten ihm Seele und Sinne umfängen. Er hob den Kopf. Die dunklen Mauern des Hauses zu Meluppen starren ihm finster entgegen. Ein Schrei, der Schrei eines zu Tode gehekten Thieres, entrang sich der gequälten Brust des Hinkenden. In erschreckender Klarheit stand sie nun vor ihm, die Gräueltthat, die er zu schauen erkoren war. Jetzt wußte er, weshalb sein Herz so bettelarm geworden!

Wie von Furien gejagt, das kranke Bein mühsam nachschleppend, flog er über die mondbeschienene Schnee- decke der Teufelschlucht zu, wo er dann, nachdem Marga ihm die Thür geöffnet, feuchend am Herde zusammenbrach.

Es währte eine geraume Weile, bis er der Ahn mit bebender, von Schluchzen oft unterbrochener Stimme zu künden vermochte, welch' Verbrechen auf dem Liwasee in der Stille der Nacht geschehen.

Mit glühender Spannung hing das Auge der Kräut- here an dem Munde des Entfels und als dieser, von

tiefem Schmerz um Gerdt gepackt, wild ausschrie, erhob sie sich und die Finger der knöchigen Hand emporstreckend, freischte sie:

„Rache, Rache! Ich werde Dich zertreten, Vogt zu Grobin, Goswin von Ascheberg! Ich, das verachtete undeutsche Weib!“

In äußerster Erschöpfung kauerte sie dann auf dem Lehm Boden der Hütte nieder. Das graue Haupt tief auf die Brust gesenkt, wehlagte sie, bis das fahle Morgenroth sich in die Hütte stahl und das bleiche, todesmüde Gesicht Jehzes, der auf dem harten Boden am Herde endlich eingeschlafen war, beleuchtete. Eine lange Weile stand die Greisin über den Schlafenden gebeugt da, dann sank sie schwer athmend auf dem Holzschemel neben ihm nieder.

Er hat mir und ihm Alles genommen. Fluch, Fluch der Hölle über ihn! Die dünnen Lippen der Alten wiederholten die grauenvollen Worte immer und immer wieder und als sie endlich verstummte, da starrete das graue Auge ausdruckslos vor sich hin. Nur die rastlos sich bewegenden Finger, die Unhörbares murmelnden Lippen verriethen, daß in diesem Bild von Stein noch Leben pulsiere, daß hinter der gefurchten Stirn Gedanken kreisten, Gedanken, sie bald zurückführend in längst vergangene Jahre, bald hinausweisend in die Zukunft, bald ihr die Gegenwart mit ihren Schrecken deutlich sichtbarlich malend, und endlich das Gegenwärtige, das Vergangene und das Kommende geschäftig verschlingend, verknüpfend zu einem festen Netz, zu einem grausamen Fallstrick, dem der, den ihre Rache treffen sollte, nimmermehr enttrinnen würde.

So sinnend saß die Greisin, indeß das Tagesgestirn, höher und höher emporsteigend, das schneebedeckte Land mit zart rosigem Schimmer überfluthete. Spielend glitten die Sonnenstrahlen über den Livasee dahin und machten die Eiskrystalle funkeln und glitzern wie tausend und abertausend Edelsteine. In neckischem Uebermuth lugten die Boten der siegreichen Sonne hinab in die

Buhnen, in denen das entfesselte Wasser geheimnißvoll grollend rauschte und brauste. Dann huschten die goldigen Strahlen über das Lockenhaar der Jungfrau, welche, das Köpfchen von dem weichen Kissen erhebend, glücklich hinauslugt in die sonnige, lachende Winterlandschaft.

Ihre Augen leuchten fröhlich auf: „Jetzt zieht er hinaus in die schöne Gotteswelt, um einst, ein stolzer Mann, zu ihr zurückzukehren! Einst! Gerda von Brüggdorp sinkt in die Kissen zurück, aus den eben noch strahlenden Augen rinnt Thräne um Thräne.

Wie werden sie dahinschleichen, die Tage, Monde, Jahre, ohne den Liebling ihres Herzens! Wie wird sie kämpfen müssen, ihm die Treue zu bewahren! Das Gesicht Burkhard Papendorf's drängt sich ihr immer und immer wieder vor die hangende Seele. Erblichend preßt Gerda von Brüggdorp die Hände vor die Augen und als sie diese endlich sinken läßt, gewahrt sie die Mutter, die, in ihre Kneen getreten, sich auf der Ruhebank ihres Kindes niederläßt:

„Hat der freundliche Sonnenstrahl endlich das faule Burgfräulein wachgeküßt!“ neckt Frau Jutta, das Antlitz Gerdas zu sich emporhebend. Sie schüttelt mißbilligend das schöne Haupt mit den stolzen, festen Zügen:

„Thränen in Deinen Augen! Und die Welt ist doch so schön, so sonnig! Das Leben so süß!“

Gerda horcht voll Staunen den Worten der Mutter, die nie bisher Zeit gefunden, müßig plaudernd bei ihrem Kinde zu sitzen. Forschend blickt Gerda in das kalte Antlitz der Mutter, das ihre schmeichelnden Worte Lügen straft, und ihr Herz klopft, ach, gar bange. Als aber Frau Jutta in lebhaftesten Farben das kostbare Gespann Papendorf's schildert, den leicht gleitenden Schlitten mit der pelzverbräunten, goldgestickten Decke, die drei muthigen jungen Rappen mit ihrem funkelnden Silbergeschirr, als sie ihr in verheißungsvollen Worten kündigt, daß der Ritter sie und die Tochter eigenhändig

hinausfahren wolle in den winterlichen Wald, da bangt die Seele Gerdas und freudlos lauscht sie den verlockenden Worten.

Gerdas Herz ist noch schwer, da sie am Nachmittage desselben Tages hinauswandert in den winterlichen Wald. Sie verfolgt, in tiefe Gedanken versunken, einen kleinen Pfad, der, in zahllosen Windungen zwischen den Bäumen dahinziehend, plötzlich abbricht. Eine hoch aufstrebende, mit Tannen dicht bewachsene Hügelkette erhebt sich, eine düstere Mauer, hoch hinauf zum winterlichen Himmel und hemmt des erschreckenden Wanderers Schritt. Ein Bächlein, jetzt vom Winter in Fesseln geschlagen, hat sich durch die Hügelkette ein Bett zu graben gewußt und seine steilen, dicht bewachsenen, von Geröll und Steinblöcken überfüeten Ufer bilden die sogenannte Teufelschlucht.

Hier, von Geröll und Steinen umlagert, von finsterragenden Tannen überschattet, liegt, rauchgeschwärzt und verfallen, das Häuschen der Kräuterhexe Marga.

Wirbelnder Rauch, der Esse entsteigend, verräth Gerda, daß die Besitzerin der Hütte daheim. Eiligen Fußes eilt sie den Hügel hinan, von Fehze zu erforschen, wie er ihn zuletzt gesehen, den theuren Gespielen.

Schaurig murrender Gesang hallt Gerda entgegen, nachdem sie, den Niegel behutsam emporhebend, eingetreten. Den Rücken der Thür zugewendet, hockte Marga am glimmenden Herdfeuer und sang mit klagenden Tönen in der Sprache ihres Volkes :

Wald liegt lautlos, Wasser stille,
Stern am Himmel glänzet sacht,
Nur im Herzen grausig, grausig
Blut'ge Mordgier wacht!

Wald liegt lautlos, Wasser stille,
Sternlein blinket freundlich mild,
Doch im Herzen kalt und grausam
Tobet Rache wild!

Wald liegt lautlos, Wasser stille,
Sternlein glänzend blinkt,
Ueber See und Wald so stille
Banges Stöhnen klingt.

Wald liegt lautlos, Wasser stille,
Sternlein blicket mild herab,
Wo in Eis und Wasser grundlos
Holder Jüngling fand sein Grab.

Wald liegt lautlos, Wasser stille,
Sternlein leuchtet hoch und hehr —
Und im See auf tiefem Grunde
Schlägt ein warmes Herz nicht mehr.

Schwere Rache, grauf'ge Rache,
Mörder, lauert Dein!
Schwere Rache, grauf'ge Rache —
Ist die Rache mein!

Die Hand drohend emporgehoben, hatte die Sängerin die letzten Worte mit tief grossender Stimme gesungen. Das graue Haupt sank kraftlos auf die Brust, die Arme fielen schlaff an den Seiten herab. Gerda war leise herangetreten und die Hand sanft auf den Scheitel der Alten legend, sagte sie milde:

„Du solltest so böse Lieder nimmer singen, Mutter Marga! Mir ward angst und bange, da ich die entseßlichen Worte vernahm, und ich fürchtete mich schier vor Dir.“

Die Undeutsche blickte die Sprecherin mit müdem Blick an, ein Zucken durchlief den welken Körper und leise bat sie:

„Setz' Dich nieder, hier zu meinen Füßen, Kind, daß ich meine Hände auf Dein Haupt legen und den Gott des Lichtes ansehen kann um Gnade. — Allbarmerziger, wo ist Licht, wo Gnade!“

Stöhnend entrang sich dieser Schrei der Brust der alten Frau. Bleischwer lag die Hand auf dem Haupte des Mädchens, dessen Herz laut und bange zu schlagen begann bei dem unheimlichen Gebahren Margas:

„Ist Jehze heim, und welche Botschaft bringt er mir von Gerdt?“ Fast zögernd fragt es das Mädchen.

„Der Bub' ist heim. Liegt drinnen in der Kammer krank und elend vor Herzweh — stirbt vielleicht daran, war immer ein elender Wurm ohne Saft und Kraft! — Wir aber, Mädchen, wir sind stark, gelt! Uns kann der Sturm nicht beugen, uns kann der Kummer nur stählen, nicht tödten.“

„O Marga, gute Marga, Du sprichst so sonderbar! Mir ist bange, Marga.“

„Dir ist bange! Darfst Dich nicht fürchten, Kind! Furcht — Furcht kennt nur ein gequältes Gewissen, ein schuldbeladenes Herze — aber Dein Herz ist stark und rein!“

„Ich verstehe Dich nicht. Gewiß, Du sprichst in Räthseln, Marga!“

„Du verstehst mich nicht! Du mußt mich verstehen! Ich will von meiner starken Seele Dir einen Theil gerne opfern; ich werde Dein Herz härten wie den Stahl. — Hör' mich an, Mädchen!“

Mit eintöniger, tiefer Stimme begann die Alte:

Es war einmal ein Weib, das hatte nichts auf dem weiten Erdenrund, das es sein eigen nennen konnte. Es hatte weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester, keine Heimath und keinen Freund. In dieser seiner Noth fand es einen Edelstein und nun, da sie ihn hatte, war sie trotz ihrer Armuth innerlich reich und glücklich. Ihr Herz fühlte keinen Kummer mehr, sie dünkte sich nimmer mehr einsam und verlassen. Von dem Steine ging ein wunderbar Strahlen aus, das sie allen Kummer und alles Leid vergessen machte.

Es lebte aber daselbst ein Mann, der neidete ihr den Schatz, denn obgleich er reich war an irdischem Hab und Gut, so kannte er doch kein Glück und Frohsinn, denn er hatte viel Uebles gethan in seinem Leben und litt nun bittere Gewissensqual. Und da er von dem Schatz des armen Weibes hörte, kam er heimlich bei der Nacht und raubte ihren köstlichen Schatz und

warf ihn endlich, da seine Gewissensnoth mehr und mehr wuchs, in das Meer, da es am tiefsten ist."

Marga schwieg. Forschend ruhte ihr Auge eine Weile auf der sinnenden Jungfrau, dann fragte sie langsam:

"Was that nun das Weib?"

"Das arme Weib, es war nun wieder arm, bettelarm! Aber nein, nicht mehr so arm wie zuvor, es hatte ja die Erinnerung an den köstlichen Schatz, an die Tage des Glückes!"

"Ja, das Alles hatte es! Aber es hatte noch etwas, was ihm ein größerer Trost noch ward, es fühlte, daß es Kraft besitze zur Rache, daß es seinen Feind verderben könnte und — es verdarb ihn!"

"Wir sollen nicht Leid mit Leid vergelten."

"Es giebt aber ein Weh, ein Leid, das nur die Rache tilgen kann, das nur erlischt, wenn es Rache genommen Aug um Auge, Zahn um Zahn, und Du, Mädchen, — wirst Rache nehmen!"

"Ich! Barmherziger Gott, Marga, was ist geschehen?" —

Der Mond warf bereits seine bleichen, gespenstischen Schatten über die düsteren Bäume und den Schnee der Teufelschlucht, als sich die Thür der Hütte aufthat und Gerda hinaustrat:

"Ich werde Dir das Geleite geben, mir hangt um Dich, Kind."

"Bangen um mich! Was könnte mir noch geschehen! Was auf dem Erdenrund könnte für mich noch Schrecken haben, nachdem ich aus lichter, schöner Höhe plötzlich in den Höllenschlund hinabgefallen! Bleibe daheim, Marga, und fürchte Dich nicht! Mein Herz ist ja todt, es kennt kein Hoffen mehr und auch kein Bangen, es fühlt weder Freud noch Leid. Ueber Nacht bin ich wie ein Baum worden, dem der Sturm Blätter und Blüthen abgerzert und dem der Wurm das Mark zerfressen."

Auf den dunklen Tannen, auf der lichten Schneedecke,

welche immer noch die Erde barg, lag der röthliche Schein der sich neigenden Sonne. Der Blick Frau Juttas, welche langsam dahinschritt, ruhte mit kaltem Gleichmuth auf dem friedlichen Bilde. In ihrem ruhelosen Herzen wogten und stürzten Gedanken, Wünsche, Pläne, wärmerem Denken und Fühlen nicht Eingang noch Raum gönnend.

Den Weg verlassend, dessen tiefere Gleise einen regeren Verkehr zu verrathen schienen, bog sie in einen Seitengeweg und verfolgte nun einen schmalen Pfad, den wohl selten nur ein Wanderer betrat und der, in Windungen das Dickicht durchziehend, endlich in eine kleine Lichtung hinauslief. Noch ehe die Edelfrau die Bäume, welche diese umsäumten, erreicht, hatte ihr scharfes Auge bereits den Vogt erkannt, der, auf einer niedergestreckten Tanne sitzend, ihrer harrete. Frau Jutta hemmte einige Augenblicke den Schritt, um kalten Staunens den Mann vor sich zu beobachten. Den Kopf tief auf die breite Brust herabgesenkt, mit ineinandergeschlungenen Händen, wie in bitteren Gedanken verloren, saß der stolze Goswin von Ascheberg da; hin und wieder hob ein schwerer Seufzer die Brust, dann wieder durchschauerte es ihn wie in heftigem Schreck. Erst als die Herrin zu Meluppen seine Schulter berührte, fuhr er jäh empor.

„Gott zum Gruß, Goswin!“

„Seid mir begrüßt, edle Frau! Eurem Wunsche gehorsam, seht Ihr mich hier. Neugierig bin ich, zu erfahren, was Euer Begehrt?“

Die Augenbrauen finster emporziehend, sagte sie spöttischen Tones:

„Wenn ich Euch belästigte, Ascheberg, so geschah es in guter Absicht. Ich bin die Trägerin froher Botschaft! — Wir sind unserem Ziele nahe, ja es ist erreicht.“

Scharf beobachtend ruhte ihr Auge auf dem Gesichte des Vogtes, auf dem sie ein kaum merkliches Zucken gewahrte.

„Es scheint Euch mein Wort nicht eben zur Freude zu reichen, Freund?“

„Doch, o doch, Frau Gutta! Erzählt mir indeß, wie es Euch gelungen, die Hindernisse zu überwinden; wie es Euch möglich geworden, die Zweifel Wennemars zu besiegen.“

„Da er weder Euren Schwüren, noch meinen Worten Glauben schenkte, rieth ich ihm, zum Gernhusen zu gehen!“

Goswin von Ascheberg starrte geisterbleich in das ruhige Antlitz der Redenden:

„Das, das hättet Ihr gewagt?“ feuchte er endlich mühsam hervor.

„Ich wagte es. Denn,“ so dachte ich, „Gernhusen wird und darf nimmer verrathen, mit wem der Knabe ausgezogen; weiß er doch, wie sehr die geistlichen Herren auf Geheimhaltung dieser Reise gedrungen; kennt er doch Eure Feindschaft gegen die Bischöflichen ebenso gut, wie Eure innigen Beziehungen zu Wennemar. — Der Wurf war kühn, verwegen sogar, aber er mußte gelingen und er — gelang. Durch des Gernhusen Antwort ward unsere Aussage, der Knabe sei in Begleitung etlicher Kaufleute gen Süden gezogen, nicht nur bestätigt, nein, mehr noch ward erreicht! Der Mann wies dem Wennemar das Schreiben, welches die Botschaft vom Tode Gerdt's, der, Italia erreichend, einer Seuche erlag, enthielt. Ihr seht, die Täuschung gelang, der Brief Eures Ordensbruders in Rom that seine Wirkung. Brüggdorp aber fand nach diesen schlagenden Beweisen seine Ruhe wieder und eiferte nicht mehr gegen meine Werbung für Burthard, Euren Schwestersohn.“

„Und wird Gerda Euch nun gehoramen?“ Eine flüchtige Nührung zuckte über die unbewegten Züge der Edelfrau, aber ihre Stimme klang fest, wie immer, als sie antwortete:

„Als sie von Gerdt's Tode erfahren, gab's herzerbrechendes Weinen, erschütterndes Klagen. Als die Thränen endlich versiegten, war es nur, um stummer

Verzweiflung Platz zu machen. Trockenen, starren Auges saß sie wortlos da, Tag für Tag. Für unsere herzlichen Bitten, unsere sorgende Liebe hatte sie nichts als leere Blicke. Es schien fast, als sei ihr das Verständniß für Alles, was um sie her vorging, geschwunden, als sei sie ein Fremdling auf dieser Erde, ein Fremdling am Herde des väterlichen Hauses." Frau Jutta schwieg, mit aller ihrer Willenskraft die Erregung, welche sich ihrer bemächtigt, niederkämpfend.

"Und wie denn brach endlich das Eis? Wie stilltet Ihr den Jammer Eures Kindes?" Zögernd kam die Frage über des Vogtes Lippen.

"Eines Abends, da sie, am Fenster sitzend, wie immer mit jenem grauenvollen Ausdruck der Leerheit, der ein Zeichen herbsten Kummers, hinausblickte, sprach alte, die Wärterin, mit schmeichelndem Ton:

"Schau, Kind, den mildglänzenden Stern dort über dem Lwasee."

Ein Zucken durchlief die zarte Gestalt, Gerda hob den Kopf. Was in ihr vorging, vermag ich nicht zu künden. Das Antlitz dem See zugewandt, wie in innerer Erregung bebend, saß sie da. Als aber die Alte sie liebevoll in die Arme nahm, da quollen sie unaufhaltsam hervor, die erlösenden Thränen. Seit jener Stunde zeigte sie wieder Theilnahme, schien sie ihren Gleichmuth wiedergewonnen zu haben. Jetzt war die Zeit gekommen, da ich für meinen Herzenswunsch thätig zu sein für räthlich fand. Neues keimendes Lieben tödtet wohl am ehesten überwundenes, aber noch nicht vergessenes Leid! Schritt für Schritt vorgehend, vorsichtig tastend, begann ich Burkhard das Wort zu reden. Von seiner Liebe, seinem Schmerze, seiner Treue erzählend, berührte ich die empfänglichste Saite des Frauenherzens — das Mitleid. Und Gerda widersprach nicht. Da ward ich kühner. Des Vaters Noth und Bedrängniß in grellen Farben schildernd, wies ich endlich auf Burkhard hin, als einzigen Rettungsanker in der tobenden See.

Das griff ihr sichtlich an's Herz! Wie von Gewissensqual gepeinigt, schlich sie, seit sie das erfuhr, einher. Eines Tages aber trat sie vor mich hin, blickte mir fest in's Auge und sprach stolz — ja trotzig:

„Ich nehme die Werbung Burkhard Papendorf's an. Ich will versuchen, ihm die Liebe zu vergelten, die er mir geboten.“

Dieses Erblichen bedeckte das Antlitz Ascheberg's, die unstätten, schielenden Augen blickten furchtsam, lauernd umher. Den erstaunten Blick Jutta's gewahrend, sagte er, sich zur Ruhe zwingend, hastig:

„Mit klugem, festen Sinn habt Ihr gehandelt. Mit scharfem Verstande habt Ihr uns vor dem drohenden Verderben gerettet. Ihr wart der Meister, Euch gebühret Ruhm und Lohn!“

„Ihr seid zu bescheiden heute, Freund! Hättet Ihr uns nicht berichtet, daß jener elende Findling, vermessenen Sinnes, sein Hoffen auf Gerda gesetzt, wer weiß, was noch geschehen und ob es uns gelungen wäre, uns seiner später zu entledigen. Wahrlich, Ihr verdient unsern Dank!“

So schloß Frau Jutta, dem Bogt die Rechte haltend. Der Bogt aber schaute, als bemerke er dieselbe nicht, schen zu Boden und sagte leise:

„Ich mag Euren Dank nicht. Um aller Heiligen willen, erspart mir den Dank!“

Sie lachte hell auf. „Seit wann denn seid Ihr so empfindsam? Ermannet Euch, Bogt! Was geschah, geschah auf höheren Befehl, zum Heile des glorreichen Ordens! Und habt Ihr denn nicht mehr denn einen kostbaren, vom Papste selbst ausgestellten Ablasszettel! War denn nicht der namenlose Bube das Opfer einer gerechten Sache?“

„Das Opfer einer gerechten Sache! — Ihr habt Recht, Frau Jutta! Das Opfer einer gerechten Sache, nicht das meine, war der Knabe.“

„Recht so! Aber die Sonne ist untergegangen, Freund, drum laßt uns heimkehren.“

Neben einander hergehend, verließen sie das Dickicht. Tag und Stunde des Ehebündnisses besprechend, schritten sie über den knisternden Schnee hin, bis sich vor ihnen eine verfallene Scheune erhob, an welcher das Ross des Bogtes seines Herrn harrte. Mit festem Händedruck trennten sich die beiden Verbündeten.

Langsam, den Kopf wie in schweren Gedanken auf den Hals seines Pferdes hinabgebeugt, ritt der Bogt gen Grobin, indeß Frau Jutta festen, elastischen Schrittes dem Hause auf der Nehrung zuellte.

In den Straßen Grobins wogt fröhliches, buntes Leben. Auf dem freien, von meist niedrigen Holzhäusern eingefassten Platze inmitten des Städtchens herrscht ein beständiges, lebendiges Durcheinander. Hier reiht sich Zelt an Zelt, in denen Handelsleute aus fremden Ländern ihren bunten Kram prangend zur Schau gestellt. In Schaaren drängt das undeutsche Volk sich um die Handwerker und kleinen Bürgerleute, welche es wohl hier und da wagen, einen der kostbaren Gegenstände vom Tische zu nehmen, denselben bedächtig prüfend nach allen Seiten zu betrachten, um dann mit dem Händler, der seine Waare mit zungengewandter Fertigkeit preist, eifrig zu feilschen. Dabei fehlt es nicht an allerlei munteren Auslassungen oder derben Wizen, welche dann von lautschallendem Lachen begleitet werden, in welches auch das Volk, obgleich es der deutschen Sprache unfundig, janzend mit einstimmt.

Dort in dem mit Fitter und verschiedenfarbigen Bändern geschmückten Zelte zeigt ein Hampelmann in bunter Kleidung, Arme, Beine und Gesicht in fragenhafter Weise verzerrend, von den Tönen einer unmelodischen Pfeife und eines kreischenden Dudelsacks begleitet, seine vielbewunderte, heitere Kunst.

Einige Schritte nur weiter fordert eine wohlbeleibte Frau mit unverstiegbarem Wortschwall und überredenden Geberden die Vorübergehenden auf, von dem bunten verzierten Gebäck zu kaufen, und von dem Rufe angelockt, schaaren sich die Käufer, sich durch die umstehen-

den Kleinen drängend, die mit gierigen Blicken die Süßigkeiten verschlingen, um den Tisch der beredten Frau, die während des Handels noch gar mancherlei zu berichten weiß aus den Städten des Landes, die sie, von Markt zu Markt mit ihrer Waare ziehend, gar wohl kennt.

In den entfernter abliegenden Gassen tummelt sich die Schaar der Pferdehändler, ihre kleinen, zottigen Rosse mit lautem Geschrei zu kühnen Sätzen und raschem Trabe anspornend, indeß die Käufer mit guten Freunden und gefälligen Nachbarn prüfend die Thiere betrachten, um dann wieder mit wohlgefälliger Miene den Reitversuchen des Ausbieters zu folgen. In einer anderen Gruppe, die Köpfe zusammengesteckt, damit kein Wort zu den horchenden, lauernden Händlern dringe, wird die Gangart, der Bau des Pferdes und vor allen Dingen die verlangte Kaufsumme besprochen. In einer dritten Gruppe aber gewahrt man Käufer und Verkäufer mit erhitzten Gesichtern, preisend, feilschend, höhrend auf einander losreden.

Durch die handelnden, schwäzenden, schaulustigen Gruppen drängen sich jetzt zwei Ritter. Das Volk, sie bemerkend, weicht scheu zur Seite, um dann finster drohend den Drängenden nachzublicken, welche, wenn ihnen nicht sogleich Raum geschafft wird, sich diesen durch Ellbogenstöße oder derbe Faustschläge zu erzwingen wissen.

Während der kleinere und offenbar Jüngere der beiden Herren derbe Witze unter die Bürger, grobe Schimpfreden unter die Undeutschen schleudert, den Händlern aber höhnische Lobpreisungen ihrer köstlichen Waaren zuruft, läßt der Andere es sich angelegen sein, den erröthenden Bürgermädchen unter das Spizentuch zu schauen, den undeutschen Dirnen aber die rothen, runden Backen zu streicheln. Angstlich stieben, sobald sie sich nähern, die Weiber auseinander, denn der Papendorf ist in den Flecken und Dörfern ringsum ebenso bekannt, als gehaßt und gefürchtet. Diese Anzeichen

der Furcht und offenbaren Widerwillens scheinen aber den Ritter nicht nur höchlich zu belustigen, sondern nur noch kühner zu machen. Unversehens hat Burkhard von Papendorf das blondhaarige Töchterlein des ehrsamten Sattlermeisters Peter Studewescher mit dem linken Arm umschlungen und mit der Rechten das erbleichende Gesicht des Mägdeleins emporhebend, ruft er frech:

„Wollt Ihr mir einen Kuß versagen, spröde Schöne?“

Auf den Mienen der Menge malt sich Unwillen, aber Niemand eilt dem ringenden, weinenden Mädchen zu Hilfe, Niemand wagt ein strafend Wort, geschweige denn die Hand an den Neffen des gefürchteten Vogtes zu legen.

„Geda Junker!“ und die Linke der Kräuterhexe Marga klammert sich mit eisernem Druck um das Handgelenk des Frechen, und mit der Rechten zur Seite weisend, spricht sie mit schneidendem Hohn:

„Euer Possenspiel, will mich bedünken, paßt gar wenig für die Augen des wohlledlen Herrn zu Meluppen und den zarten Sinn der hochgeborenen Jungfrau Gerda.“

Papendorf's Arm sinkt schnell nieder und laut schluchzend eilt das gekränkte Bürgermädchen dem Hause des Vaters zu.

Marga aber hatte sich dicht an den Junker gedrängt und ihre Stimme klang unheimlich drohend, da sie ihm in's Ohr flüsterte:

„Der Tag der Abrechnung kommt, auch für Euch, den Neffen des mächtigen Vogtes.“

Als Papendorf die Alte von sich abgeschüttelt hatte und zornig um sich schaute, traf ihn ein unwilliger Blick Herrn Wennemars, während auf dem Gesichte Gerdas ein Zug äußerster Geringschätzung lag.

„Laßt uns zurückkehren, Papendorf! Es giebt höllisch wenig zu sehen hier.“ Mit diesen Worten trat Konrad von Wenhöwden auf den Genossen zu, der, sich die Lippen beißend, mit der Gerte um sich fuchtelte.

Tiefe Dunkelheit lag schon auf den Gassen, das

Marktgewühl war längst verstummt, als Goswin von Ascheberg, der Vogt zu Grobin, in den Thorweg seines Hauses einritt.

Ein gewaltig dröhnender Stoß mit dem schweren Reiterstiefel gegen das verschlossene Thor rief eine Schaar mit Windlichtern versehenen Knechte herbei, die dann in stummer Furcht die Verwünschungen des gefürchteten Gebieters entgegennahmen.

Goswin von Ascheberg's Stirn war unwölkt, sein Auge düster, als er einige Zeit nachher seinem Neffen bei der Abendmahlzeit gegenüberaß. Er berührte kaum die mannichfaltigen Schüsseln, die die Diener geräuschlos herzutragen. Finster blickte er in den mit Wein gefüllten, kunstvoll gearbeiteten Becher und beantwortete nur einfüßlig die Bemerkungen des eifrig schmausenden Burkhard. Erst nachdem die Diener den Tisch abgetragen und die Ritter in den Sesseln vor dem Ramin Platz genommen, verkündete Goswin dem Neffen, daß Gerda von Brüggdorp endlich eingewilligt, sein Gemahl zu werden.

Ein Zug wilder Freude zeigte sich auf dem Antlitz Burkhards, aber gleichmüthigen Tones sprach er:

„So ist das alberne Ding endlich zur Vernunft gekommen. Glaubt's nur, Ohm, sie soll gar bald ein gehorjam, demüthig Weib sein!“

In lebhaften Worten schilderte Burkhard nun, wie er sein Leben an Gerdas Seite gestalten, wie er den Herrn des Hauses, den Gebieter herauszukehren gedente, dann aber mit forschendem Blicke das Gesicht seines Oheims prüfend, rief er ungeduldig:

„Ihr schaut so unglücklich drein, wie das liebe Aprilenvetter! Scheint wenig Antheil zu nehmen an dem Glück, das meiner unstreitig wartet!“

„Glück?“ Dumpf klang es von den Lippen des älteren Mannes. „Glück! Beim heiligen Andreas, was heißt Glück! Schwere Gedanken, dunkle, gräßliche Bilder sehe ich vor mir, wenn ich an Dein, an mein Glück denke.“

„Süßgespinnste, Ohm, Einbildungen Deiner erhitzten Phantasie.“

„Mag sein, aber es läßt mir trotzdem keine Ruhe weder bei Tag, noch bei Nacht. Ich höre es neben meinem Lager ächzen und stöhnen, klagen und flehen, und heute, da ich durch den Wald ritt — nein, lache nicht so höhnisch, riefen Geisterstimmen tief und schaurig meinen und Deinen Namen. Das kann kein gut Ende nehmen!“

Ein häßliches Lächeln glitt über das Gesicht Papendorp's, da er sprach:

„Ihr seid krank, Ohm, seit unserm letzten Pfaffenfang. Gelang er nicht gar prächtig? Seid Ihr des Dankes des Ordens und hoher Ehren nicht gewiß? Bergt Ihr nicht schwerwiegende Ablaßzettel, vom heiligen Vater selbst unterzeichnet, in Eurem Gewahrsam! — Nein, uns droht kein Unheil! Und selbst wenn wirklich das Verschwinden der Gesandtschaft ruchbar wird, wenn man ihre Gebeine im Livawee findet — wer wird in uns die Thäter ahnen? Was in der Stille der Nacht und ohne Zeugen geschehen, kann nimmer offenbar werden! Drum seid kein Weib, Ohm!“

„Der Rächer schläft nimmer! Des Herrn Ruthen treffen auch uns, früher oder später, aber sie treffen, daß bin ich gewiß! Pocht es dem nicht bange schon in Deinem Herzen? Verklagt Dich die Stimme des Gewissens nicht Tag und Nacht?“

Burkhard von Papendorp stampfte ungeduldig gegen den Fußboden:

„Ihr seid ein Thor mit Euren nutzlosen Klagen und albernen Befürchtungen! Wir wirkten ja für den Orden und die gerechte Sache desselben!“

„Und die unschuldigen Opfer, die nichts zu schaffen hatten mit dem Orden und seiner Rache?“

„Was kommen in diesem hochwichtigen Falle ein paar Mutterjöhnchen, denen die Abkühlung noch dazu Noth that, in Betracht!“

„Und er — das letzte Opfer!“

Burkhard Papendorf brach in ein höhnisch Gelächter aus, das gellend durch das Gemach hallte:

„Kommen Euch wieder die hirnverbraunten Gewissensqualen um den namenlosen, erbärmlichen Burschen. Was war er Euch, was mir, was der Welt? — Ein elender Wurm, den unser Fuß zertrat, weil er eben nicht würdig war, selbst im Staube, den unser Fuß betritt, dahinzukriechen.“

Bei diesen Worten ergriff der Junker den Pocal und den Inhalt desselben bis auf den letzten Tropfen leerend, rief er:

„Auf Euer Wohl, Ohm“, Erstarkung Eures zarten Gewissens, und den Tag, da Gerda von Brüggdorp, die stolze Maid, mein wird!“ —

Ueber Grobin funkeln die Sterne mit mildem Schein, lautlos liegen die dunklen Gassen. Auf seinem Lager wälzt sich in grausigen Gedanken, bemüht, die schreckensvollen Bilder, die ihn peinigen, zu bannen, der mächtige, stolze Bogt — Goswin von Nischeberg. —

Das Haus zu Meluppen prangt im Schmuck zahlloser Fackeln, deren Licht weit über die schmale Muehrung hinaus über das wogende Meer und den Liwasee leuchtet. Rauschende Trommeten, schmetternde Fanfaren schallten fröhlich durch Feld und Wald. Im Hofe stampfen wiehernde Krosse, im geräumigen Flur jubelt der Troß müßiger Knechte. In den reichen Gemächern wogt die Menge schön geschmückter Edel Frauen und stolzer Herren lachend, plaudernd ab und zu.

Draußen an der Mauer des Hauses, den Kopf gegen den kalten Stein gepreßt, hockt Zehze — ein Bild der Verzweiflung.

In der Kemenate des Fräuleins funkelt im Licht der Fackeln umherliegendes kostbares Geschmeide. In einem Sessel ruht, bräutlich geschmückt, — Gerda, des Hauses Tochter. Vor ihr kniet Ute, die greise Wärterin, und die bleiche, abgezehrte Hand ihres Lieblings streichelnd, flüstert sie beschwörenden Tones:

„Nicht also, mein süßes Kind! Deine Augen blicken

so düster, Dein Gesicht ist bleich, wie der Kelch der Wasserrose; die Lippen zucken! Ach, denke seiner nicht ferner! Bist ihm ja treu gewesen, treu bis in den Tod! Sieh, das böse Fieber raffte ihn dahin nach Gottes Rathschluß! Du schüttelst das Haupt? Sein Pflegevater selbst las mir das große Schreiben vor, da ich in der Angst meines Herzens zu ihm ging nach Grobin. Ein ehrwürdiger Vater war es, der den Brief geschrieben aus dem Lande Italia. Blicke nicht so starr! Lächle, ach, nur einmal wieder, mein holdes Kind! Deiner wartet ja Glück an der Seite des stolzen, Dich liebenden Mannes. Vergeblich war all Dein Flehen und Klagen — Deine Mutter ist klug und hart. Aber verzage nicht, mein Augentrost! Wenn der Mond am Himmel steht, wird Dein Auge lachen, werden Deine Wangen glühen unter seinen Küssen. — Gott, Du Barmherziger, sie hört mich nicht! Gebenedeiete, gnadenreiche Mutter der Schmerzen, stärke ihr den Verstand!

Ein laut schallender Trompetenstoß unterbricht die Klagen der Alten. Gerda von Brüggdorp aber ist jäh emporgefahren und die Hand Utes krampfhaft umspannend, flüstert sie mit bebender Lippe, indeß das Auge unheimlich glühend um sich blickt:

„Laß uns eilen, Ute, dem Bräutigam entgegen zum priesterlichen Segen!“

Flüchtigen Fußes, begleitet von der keuchenden Pflegerin, fliegt Gerda durch die im festlichen Schmuck prangenden Gemächer und tritt dann hochemporgerichtet an die Seite der Mutter, die nun mit stolzem Lächeln ihr Kind dem Bräutigam zuführt. Angstvoll hängen Wennemars Blicke an seinem Kinde, bewundernd schauen die Gäste ringsum auf die bleiche, schöne Braut, nur Goswin von Ascheberg's Antlitz ist scheu dem Boden zugekehrt.

Schon hebt der Priester segnend die Hände, schon öffnet er die Lippen, aber die Hände sinken, die Lippen erstarren in jähem Schreck. Die Braut ist schutzlos

an seine Seite geflohen und laut klingt ihre beschwörende Stimme durch die weiten Hallen:

„Schüzet mich, Priester, im Namen der gebenedeiten Mutter Gottes vor Goswin von Nischeberg und Burkhard von Papendorf, den feilen Mördern! Die Wasser des Lwafees erzählen eine grauenvolle Geschichte und die Sterne über seinem Spiegel schreien: Rache! Rache! Viele Herzen erkalteten unter dem Eise des Sees, aber keines war so gut, so edel wie seines. Ach, sein Antlitz ist bleich, seine blonden Locken triefen! Führet mich zu ihm, ehrwürdiger Vater! Meine Eltern sind hart, was kümmert sie ihres Kindes Leid. Hört, ach hört! Er ruft, kommt, kommt, Priester!“

Wennemar von Brüggdorp ist in die Knie gesunken: „Mein Kind, mein Kind!“ ist Alles, was sich seiner gequälten Brust entringt.

„Sie redet in irem Wahnwitz“, spricht Burkhard hochfahrend zu den Gästen und die Hand Goswins, der erbfahl an der Wand lehnt, erfassend, schreitet er stolz hinaus. Ihm folgt der Schwarm der schreckensbleichen Gäste.

„Komm, Gerda, mein Kind,“ fleht die Mutter angstvoll.

„Dir kann ich nicht folgen, stolze Frau, Du erdrückst mir das Herz mit Deinem kalten Gold und Deinem harten Geschmeide.“

Wennemar hat sich erhoben und auf sein Kind zuwankend, spricht er mit thränenersstickter Stimme:

„Gerda, kannst Du Deinem Vater vergeben? Auf meinen Händen will ich Dich tragen, kein Schmerz, kein Kummer soll je wieder Dein Herz berühren, nur blicke nicht so fremd, so düster!“

„Weine nicht!“ so tröstet jetzt Gerda den Vater, „Dein Kummer ist klein. In wenigen Stunden schon lächelt Dir wieder die Sonne. Bei ihrem warmen Schein ziehst Du hinaus in den grünen Wald, das Wild zu jagen. Laut klingt das Horn und lustig das Gebell der Meute. Mein Herz bleibt ewig schwer,

mein Kummer weichet nimmer! Ich muß ja all das Wasser des Livasees mit meinen Händen ausschöpfen, ihn zu suchen, den liebsten Knaben mein. Er ruft ja, hört Ihr's! Und nimmer kann er ruhen in Frieden, nimmer ich fröhlich sein, bevor ich ihn gefunden! Drum laffet mich gehen! Lasset mich eilen, muß ja das viele, viele Wasser schöpfen bis auf den Grund."

In stummer Verzweiflung schlägt Wennemar die Hände vor das Gesicht; schreckensbleich steht Frau Tutta, rathlos der Priester. Da naht wankend die greise Ute:

"Mein Goldkind", so spricht sie, "laß uns in unsere stille Kemerate gehen, aus dem Büchlein zu lesen, das der Gerdt Dir geschrieben. Wir wollen lesen und warten, mein Liebling! Es ist ja Winter und Schnee und Eis decken den See."

"Ja, Ute, kommt, wir wollen lesen und warten, wenn aber Schnee und Eis geschmolzen, dann gehen wir und schöpfen und schöpfen. Gelt, Marga und Tetzze helfen uns gerne, ach, sie liebten ihn auch, meinen Knaben."

Vor dem knisternden Herdfeuer hoekt bleich und zitternd Tetzze, indeß die Ahn emsig den Inhalt eines am Feuer brodelnden Kessels rührt.

"Die Suppe ist bald bereit, Bube! — Also der Bogt erbleichte, wankte?" Unterdrücktes Frohlocken klang deutlich genug bei diesen Fragen hervor.

"Wie Gespenlaub im Octoberwind."

"Und hieß Dich — den elenden Wurm, nicht mehr zum Teufel gehen, nachdem Du das Kinglein ihm gewiesen?"

"Er nahm es in die Hand, blickte lange stieren Auges darauf und befahl mir dann, Euch zu sagen, daß er noch diese Nacht Eurem Rufe folgen werde."

"Den Heiligen sei Dank, die mir diese Stunde noch zu erleben bescheert! Es wird Wonne sein, namenlose Wonne, ihn zu martern, zu quälen, ihn, der mein Leben vergiftet, der mir Alles geraubt. Wie soll's mich

freuen, ihn, der Vielen Thränen entlockt, sich winden zu sehen wie ein elendes Gewürm in Gewissensqual und Seelenangst."

"Ahn", sprach Fehze, geängstigt durch die wilden Geberden der Alten, "Ahn, lasset die bösen, die graufigen Gedanken und schaffet lieber ein Tränklein, dem Fräulein das Weh aus dem Herzen zu zaubern."

"Du sprichst wie ein unmündig Kind, Fehze. Ich sollte mich der Rache begeben, da ich sie endlich in der Hand halte! Weißt Du, was der Berruchte Dir und mir gethan? Er hat Dir Vater und Mutter, mir den Mann, den Sohn, die Tochter gemordet! Und warum? Weil die elenden Undeutschen sich geweigert, seine ruchlosen Pläne zu vollführen, tödtete er mir den kräftigen Gatten und den jugendfrischen Sohn. Der Kummer grub Deiner Mutter das Grab und ich, ich blieb allein mit Dir, dem Neugeborenen, und meinem Rachedurst!"

"Rache für die Todten, Ahn! Sie stehen vor dem Antlitze Gottes in seliger Freud', erlöst von Erdenleid und Erdennoth. Ueber den Bösewicht aber wird der Allmächtige zu seiner Zeit das Strafgericht kommen lassen. Darum stoßet sie von Euch, die sündhaften Gedanken, und überlegt, wie dem Fräulein zu helfen."

"Thörichter Bube! Ich bin das Werkzeug, durch welches Gott auf Erden schon sein Strafgericht hält, ich! Dem Mägdlein soll ich helfen, soll die Nacht lichten, die die Heiligen gnädig über sie gebreitet! Soll sie dem Leben wiedergeben, einem Leben voll Leid und Kummer! Und wenn meine Kräfte so weit reichen, ich thät es nimmer!"

Draußen tobte der Frühlingswind, lockeren Schnee gegen das Schiebfenster treibend. Geschäftig humpelte die Alte hin und her, schöpfte in einen irdenen Teller von der Suppe, die sie soeben sorglich bereitet, und das Geschirr dem Knaben reichend, schaute sie ihm zu, wie er mit sichtlichem Wohlbehagen sich labte. Als er seinen Hunger gestillt, befahl sie ihm, sein Lager in der Kammer nebenan aufzusuchen, dann sagte sie:

„Ich muß allein mit ihm sein. Aug' in Auge müssen heut' wir uns blicken!“

„Und wenn er Euch ein Leides thäte, der starke, harte Herr!“

„Mir!“ lachte Marga unheimlich, „mir! O, er wird klein sein und elend vor mir! Bittend wird er die Arme emporstrecken — doch vergeblich. Ich kenne kein Erbarmen mit ihm! — Er soll ihn leeren bis auf den letzten Tropfen, den Trank, welchen ich ihm reichen werde!“

Von schauer Furcht gepackt, schlich Zehze auf sein elendes Strohlager.

Klagend heulte der Wind um die Hütte und machte die alten Föhren ringsum stöhnen und ächzen. Am Feuer, in Gedanken verloren in die Lodernden Flammen starrend, saß die Greisin. Auch als die Thür jetzt knarrend sich öffnete, verharrte sie regungslos in ihrer Stellung. Erst nachdem der Bogt von Grobin dicht an sie herangetreten, wandte sie ihm langsam das weiße Haupt zu:

„Willkommen, Bogt von Grobin! Willkommen, Goswin von Ascheberg, im Hause der Kräuterhege Marga! — Nehmt jenen Schemel dort und setzt Euch, aber mir gegenüber, damit ich Euch in die stolzen Augen blicken kann. So, so! Noch ein wenig näher! Meine Augen sind schwach vom Alter und den vielen Thränen, die sie im Leben, im langen Leben geweint. Ihr werft wohl auch noch gerne einige Scheite in das Feuer? Habt Mitleid mit diesem alten Rücken!“

Von starrem Entsetzen gepackt, wie unter dem Banne eines Zaubers, thut Goswin nach dem Befehl des alten Weibes und als dieses wieder stumm in das knisternde Feuer blickt, fragt Goswin schein:

„Warum verlangtet Ihr nach mir, Marga, und was ist Euer Begehrt?“

„Will Euch eine kleine Geschichte erzählen. Müßt aber vorlieb nehmen, bin ja nur ein ungelehrt Weib

und wenn die Worte auch ungereimt scheinen, so ist der Kern doch gut."

Eine fahle Blässe überzog das Gesicht des Ordensritters, wie gebannt hingen seine Augen an dem zahllosen Munde der Alten, die also begannen:

„Es war vor dreiundzwanzig Jahren etwa und im Frühling. Der Sturm heulte, die Nacht war finster, als ein Klopfen mich aus dem Schlaf schreckte. An meiner Thür fand ich ein vornehm Weib, das zu Fuß durch Nacht und Grauen gegangen. In ihren Armen barg sie, wohlverwahrt, ein winzig Knäblein. Zwar die Frau war in grobes Zeug nur gekleidet, aber das schöne, weiße Antlitz, die schlanken Fingerchen, der kleine Fuß verriethen, daß sie nicht immer solch' Gewand getragen. Dieses Weib sank vor mir in die Kniee, — vor mir, Goswin von Ascheberg! Es streckte die Arme mit dem Kindlein zu der verachteten Undeutschen empor und flehte:

„Liebe Frau, hab Erbarmen mit einer elenden, verlassenen Mutter! Nehmet dieses Kindlein und tragt's nach Grobin zu dem Bogt Goswin von Ascheberg. Gebt ihm auch dies Ringlein hier und er wird wissen, wessen der Knabe. Schildert ihm meinen Jammer, meine Noth und flehet zu ihm, statt meiner, dem Verlassenen ein treuer Vater zu sein!"

Tiefes Mitleid erfaßte mich mit diesem armen jungen und schon zerbrochenen Leben, ich versprach, nach meinem Gewissen für das Kindlein zu sorgen. Hättet Ihr den Jammer mit ansehen können, mit welchem sie dann das kleine Wesen mir übergab; hätt's Euch wohl gegönnt! Wohl tausend Mal küßte sie ihm das elende Gesichtchen, es mit Thränen badend. Dann aber lief sie hinaus in die kalte, dunkle Frühlingnacht. Einige Tage darauf fand man sie im Wasser des Lwasees. Hat wohl die brennende Scham, den nagenden Schmerz drein löschen wollen!

Als die Frau, ungeachtet meiner Bitten, gegangen, saß ich eine Weile, das elende Würmchen betrachtend,

da, dann aber trat ich in die Kammer nebenan, in welcher ein armes Kurenweib mit seinem neugeborenen Söhnlein Schutz gefunden, als der mächtige Vogt es von Haus und Hof getrieben.

„Willst Du an Deinem Peiniger Rache nehmen?“ so fragte ich, „und Dein Kind zu hohen Ehren bringen?“ Und als sie mir in Fieberhitze lachend zunickte, sprach ich:

„Ist mir heut' ein Knäblein gebracht zum Geschenk für den Ascheberg, es ist aber ein schwach, gebrechlich Ding, das den Weg nicht überleben wird. Ich will drum statt seiner das Deine hintragen, damit er es hege und pflege.“

Ein qualvolles Stöhnen entrang sich der Brust des Laufenden. Ihm mit der Hand Schweigen gebietend, fuhr Marga fort:

„So trug ich denn das Kind der gemeinen Sklavin in das Haus des Vogtes. Sah ihn auch, wie er es herzte und küßte, und mein Herz hüpfte vor Lust. Hat ihm auch Freude gemacht, der Bube! Wuchs heran, sein Ebenbild in Wort und That.“

Ein unarticulirter Laut, aus welchem Schmerz und Wuth zugleich sprachen, schrillte durch die Hütte, die Alte aber sprach unbeirrt, ihre Stimme erhebend, weiter:

„Das Kurenweib starb und verdarb. Das Kind aber wuchs und gedieh. Drei Jahre pflegte ich des lieben Kleinen, dann aber trug ich ihn zu einem reichen, barmherzigen Manne. Er nahm sich des Knäbleins an und seine Gutthat trug herrliche Frucht, brachte ihm reichen Lohn; wuchs doch der Knabe ihm zum Stolz, ihm zur Freud heran. Mir aber, seiner ersten Pflegerin, bewahrte das Kind ein Herz voll Dankbarkeit und war ein häufiger Gast in dieser Hütte!“ Die Stimme der Alten bebte, sie schöpfte tief Athem und erzählte dann ruhig weiter.

„Es war ein närrischer Bube! Einst, da ich ihm die Vorzüge eines vornehmen Standes schilderte, rief er voll Eifers: „Ich möchte einem solchen nie angehören, will nimmer Ordensherr werden. Zwar gelüftet's auch mich,

ein Kämpfer zu sein, aber nicht einer, der gegen Fleisch und Blut zu Felde zieht; ich will ein Kämpfer für's Recht, ein Feind des Unrechtes werden!"

Aber aus dem thörichten Knaben ward ein ernster Jüngling, den ich dann ahnen ließ, daß er von vornehmer Geburt. Da funkelte sein Auge und in leidenschaftlichem Zorn rief er:

„Nennet mir nicht den Namen des Mannes, der meine Mutter in den Tod getrieben, der nicht den Muth gehabt, mich sein Kind zu nennen.“ Ich bedarf seiner auch nicht, der Himmel hat mir ja einen treuen, liebevollen Vater bescheert. Wenn ich aber ein Mann geworden, wenn ich aus eigener Kraft einen Namen mir errungen, dann, Marga, nennet mir jenen Unseligen, den die Geburt mir zum Vater bestimmt. Als freier Mann will ich an den Scheideweg gestellt sein, um den Namen zu wählen, den ich mit reinerem Stolz tragen kann.“

„Ein edler Knabe! Nicht wahr, Goswin von Ascheberg? Und wie schön er war! In dem klugen, männlichen Antlitz leuchteten die Augen, seiner Mutter Augen, die der nie zu vergessen vermochte, der einmal sie geschaut! Nicht so, Goswin?“

Das bleiche Gesicht des Vogtes ward aschfahl und zeigte den Ausdruck wahnwitziger Furcht. Einen Augenblick schaute Marga triumphirend in diese verzerrten Züge, dann sprach sie langsam, jedes Wort scharf betonend:

„Und dieser Jüngling trug den schlichten Namen Gerdt Gernhusen.“

Der Vogt wankte. Aus dem blutlosen Antlitz stierten die Augen blöde auf seine Peinigerin. Marga, die Kräuterhexe, aber hatte sich erhoben und, die Hand drohend emporgestreckt, rief sie:

„Ja, zittert und bebet! Eure Thaten kommen über Euch! — Nicht um alle Schätze und Ehren der Welt wollte ich, auch nur auf die kurze Spanne einer Minute, Euer Gewissen in mir tragen! Doch ich bin noch

nicht zu Ende. Noch ist der Faden Eurer Greuelthaten nicht abgewickelt. Ich komme zum Kern meiner unge-reimten Worte, hört Ihr, zum Kern! —

„Boll hohen Muthes und kühner Hoffnung zog Gerdt Gernhufen in die Fremde, Italia nennen sie es wohl, das ferne Land. Er reiste mit vornehmen Herren. Geistliche waren es zumeist, und achtzehn Mann zählte der ganze Zug. Diese achtzehn Menschen wurden auf dem Livasee von verkappten Männern gefangen, ge-fesselt und — in den Eislöchern der Fischer ertränkt! Unschuldig Blut ward vergossen in der Stille der Nacht! Ungeahndet, so wenigstens meinten die Ruchlosen, war die Mordthat geschehen! Aber ich bin noch immer nicht zu Ende — der Kern, Goswin, der Kern!“

Die Alte hatte sich erhoben und kreischte nun heiser:

„Mit eisernem Arm hielt der Vater den Sohn über den gurgelnden Wassern! Nicht seine Jugend und seine Schönheit, ja, nicht einmal die Augen, aus denen die Mutter zu dem Grausamen flehte, erweichten das steinerne Herz — der Vater stieß seinen Sohn hinab in's schwarze, hoch aufspritzende Wasser! — Die Sterne aber, von dem sterbenden Jüngling zu Zeugen angerufen, ver-kündeten sie, die entsetzliche Missethat; verkündeten ihn, den grauenvollen Mord!“

Die wild leuchtenden Augen der Alten bohrten sich in das Gesicht Goswins von Ascheberg, der sich, einem Wurme gleich, in namenloser Seelenqual krümmte, in-deß aus der Brust ein unheimlich Stöhnen drang. Einige Minuten weidete das Weib sich in schadenfroher Lust an der Angst, der Pein des Feindes, dann sprach sie gebieterisch:

„Gehet und lebet weiter! Ich bin zu Ende. Das ist der Dank Margas, der Kräuterhege, deren Lebens-pfad Goswin von Ascheberg mit Dornen geschmückt! Gehet!“

Der gewaltige Bogt, der Schrecken Aller im Lande, war vor der verachteten Undeutschen in die Knie ge-

sunken und rief, die Hände erhebend, in flehender Angst:
„Habet Erbarmen, Marga! Saget, daß es Rache
gewesen, was Euch die Lüge, die höllisch grausame
Lüge auf die Zunge legte. O, sprecht ein einzig er-
lösend Wort und meine Schätze alle sind Euer!“

Sie blickte kalt auf den Flehenden nieder:

„Nicht die Schätze des Weltalls, nicht die Wasser
der Meere können die Schuld von Euch waschen! Drum
geht, Goswin von Ascheberg!“

Und er ging. Von den erbarmungslosen Grimmen
getrieben, jagte er mit Morgengrauen aus den Thoren
Grobins, der Heerstraße zu, um zu den Füßen des
heiligen Vaters seine grauenvolle Beichte abzulegen.

Der mächtige Bogt von Grobin, der stolze Goswin
von Ascheberg, ward in den baltischen Landen nie mehr
gesehen. Nach seiner Bestimmung fiel sein unermessliches
Vermögen der Kirche zu, jedoch mit der Bedingung,
den Bannemar von Brüggdorp, Lehensherrn zu Me-
luppen, auf Lebenszeit mit seinen Landen zu belehnen,
ohne daß er dem Capitel die übliche Summe zu ent-
richten hätte.

Wie ein Lauffeuer war die Kunde von dem gräßlichen
Morde auf dem Liwasee durch die baltischen Lande, ja
über die Grenzen hinaus gedrungen. Auf die instän-
digen Bitten der Angehörigen der so grausam gemor-
deten Opfer und auf das dringende Verlangen der
Bischöflichen ward ein Landtag nach Wolmar und bald
nachher einer nach Walk berufen. Des Mordes aber
ward auf beiden nur flüchtig und wie beiläufig erwähnt.
So kam es, daß die zum Himmel schreiende Greuelthat
in Vergessenheit gerieth, ohne daß menschliches Gericht
geübt worden wäre.

Leise, wie in scheinbarer Furcht, raunten sich die Be-
wohner der Ostseelände zu, daß mächtige, vornehme
Herren die Urheber der Mordthat des Goswin von
Ascheberg gewesen.

* * *

Im Hause zu Meluppen herrschen wieder Glanz und vornehme Pracht. Dienstthuende Knaben eilen durch die weiten Räume, geschäftige Köche warten ihres Amtes, wiehernde Kofse stampfen in den Ställen. Das Horn läßt wie ehemals ein fröhlich „Hallali“ zum Geklaff der beutelustigen Meute erschallen, aber Glück und Frieden sind mit der Lust und dem Reichthum nicht wieder-gekehrt in die Mauern des Schlosses.

Wennemar von Brüggdorp und Frau Jutta sind alt und freudlos worden, denn ihr höchster Stolz, ihr holdes Kind, schleicht bleich und abgezehrt an der Hand der greisen Ute einher. Unstät suchend, kindisch klagend, irrt sie unermülich durch Haus und Hof. Täglich aber klimmt sie hinauf zu Siwart, dem treuen Thorwart, ihn unter Thränen bittend, unverwandt nach dem See zu schauen, damit er ihr das erste Regen des vom Eise befreiten Wassers künden könne.

Der Frühling hält jubelnd seinen Einzug. Goldene Sonnenstrahlen huschen über das junge Grün der Blätter und Gräser, golden umspinnen sie die alten, ernst blickenden Föhren, glitzernd gleiten sie über den ruhigen blauen Spiegel des Liwasees.

Heut, wie alle Tage nach dem ersten Frühlingzwehen der Natur, sitzt Gerda von Brüggdorp am Ufer. Sie hat sich tief herabgebengt, unermülich haschen die mageren Hände nach dem lauen Wasser, das ihr neckisch kosend durch die Finger gleitet, aber dessen nicht achtend, arbeitet sie unermülich weiter und leise klingt es singenden Tones von ihren Lippen:

„Das Wasser ist wohl tief und blau, aber meine Liebe ist tiefer als alle Wasser der Erde. Zu einem Tropfen wird einst der Liwasee werden, meine Liebe aber vergeht nimmer!“

Blötzlich beugt sie den Kopf lauschend vor:

„Er ruft, hörst Du es, Ute, Gerdt ruft! Ach, wie mild klingt seine Stimme und wie sehnsuchtsvoll! Schau nur, er streckt mir die Arme entgegen! Ich komme, Geliebte ich komme!“

Mit weit geöffneten Armen eilt sie, des Wassers nicht achtend, weiter und weiter. Schmeichelnd umschlingen sie die blauen Fluthen des stillen Moorsees.

Noch einmal klingt es jubelnd über Berg und Thal und hallt leise vom Walde her wieder:

„Ich komme, Gerdt, ich komme!“ Dann hat sich das Wasser des Sees für immer über Gerda von Brüggdorp geschlossen.

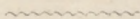
Als Ute, durch den Ruf aus dem Schlummer emporfahrend, herzuelt, da kündigt ein Kreis nur, sich weiter und weiter über das Wasser dehnend, bis endlich die Fläche wieder ungetrübt daliegt, was geschehen.

Ute sinkt in die Kniee, streckt die zitternden Arme zum lachenden Frühlingshimmel empor und fleht in heißer Inbrunst:

„Al' ihr himmlischen Mächte, nehmt ihren Geist auf in Eure lichten Höhen!“

* * *

Jahrhunderte sind vergangen. Heut, wie immer, rauscht und murmelt das Wasser des Liwasees seinen alten melodischen Sang. An seinem Ufer aber wandern fröhlich lachende Menschenkinder dahin, sie verstehen sie ja nicht, die Sprache der Wellen, sie ahnen es ja nicht, das grauenvolle Geheimniß, das sie verschwiegen bergen, die blauen Wasser des Liwasees.



Mit weit gewichtener Stimme ist die des Hoflers nicht
 abend, weiter und weiter. Schandvoll und schuldig
 sie die blauen Seiten des stillen Hoflers. Es
 noch einmal liegt es jubelnd über Berg und Thal.
 und halt' ich vom Hofler der wackeren. Dann hat sich
 „Ich komme, Herr, ich komme.“ Dann hat sich
 des Hoflers das Herz für immer über Herd' von
 Haggard geschlossen. Es ist ein Herz, das
 wie die durch den Hof aus dem Schimmer empor-
 hoben, der durch die Hände ein Herz nur, sich weiter
 und weiter über das Hofler beugend, bis endlich die
 Fläche wieder angestrichelt halbt, was gesehen.
 Die hat in die Hand, steht die glühende Flamme
 lobenden Frühlingemundt empor und steht in jeder
 Jahrest: die Hoflers. Und was ist das?
 „Wie ihr himmlischen Mächte, nehmt ihren Geist auf
 in eure leichten Höhen!“ Und was ist das?
 Hoflers hat vergangen. Denn wie immer,
 rückt und rückt die Hofler des Hoflers schon
 allen melodiösen Song. In keinem Hof aber werden
 trübselig lobende Wundersinn' haben sie verfallen sie
 ja nicht die Sprache der Welt, sie aben es ja nicht,
 das granatvolle Geheimnis, das sie verstreuen werden,
 die blauen Hofler des Hoflers.

Auf Rammich.

Von

Hedda v. Schmid.

Summa G. H.

von

Simon v. Schmid.



Nicht Gut, nicht Gold, noch göttliche Pracht;
nicht Haus, nicht Hof, noch herrischer Prunk;
nicht trüber Verträge trügender Bund,
noch heuchelnder Sitte hartes Gesetz:
felig in Lust und Leid — läßt —
die Liebe nur sein.

(Wagner. Götterdämmerung.)

Es war ein Sommertag, an dem Sonne und Regenvolken mit einander kämpften. Mittagsschwüle lag über Schloß Ramminitz; kein Windhauch regte sich, die Bäume auf dem Rasenplatze vor dem Schlosse standen unbeweglich, und wenn die Sonne zu kurzem Siege hervorbrach, dann schimmerten die Regentropfen an den Zweigen.

Endlich behauptete das Tagesgestirn die Herrschaft: der Himmel zeigte wieder ein wolkenloses Blau, und die Sonnenstrahlen trockneten den feuchten Kies des Weges, welcher, an der Freitreppe des Schlosses vorüber, um den großen Rasenplatz lief und auf die Landstraße hinausführte. Dann drangen die Sonnenstrahlen durch die geöffneten Fenster in die Gemächer des Schlosses, sie spielten auf dem Parquet des Saales, sie huschten über die Tasten des Flügels, über ein aufgeschlagenes Notenheft und über die Worte eines Liedes, dessen Refrain lautete: „Du darfst nicht weinen.“ Und die Sonnenstrahlen dachten: Auf Schloß Ramminitz dürfte Niemand weinen, denn hier herrschen ja Reichthum und

Ueberfluß. O die närrischen Menschen! In diesem prächtigen Saale singen sie traurige Lieder, hier, wo nur der Freude ein Hymnus erschallen sollte. Wir wissen gar wohl, wer an jenem Flügel die süßen, traurigen Lieder singt: die junge Herrin von Rammitz ist's; und wenn sie singt, dann zittern wir so gern auf ihrem braungoldenen Haar, und wenn sie das Instrument schließt, hinter die maizgelben Spizenvorhänge in die Fensternische tritt und hinauschauf auf den Rasenplatz, die Hängebirken und Bosquets, dann tanzen wir so lustig über die weiche Grasfläche, nur um das Auge der schönen, stillen Frau zu erfreuen. Doch in den dunkelbraunen Augensternen blitzt kein froher Widerschein auf — sie starren so trostlos über die Wipfel der Bäume in den Himmel hinein, wie in banger weher Frage... Wo weilt nur heut' die junge Herrin von Rammitz? setzten die Sonnenstrahlen ihr Selbstgespräch fort und huschten durch die Zimmerreihe des weitläufigen Gebäudes, welches „das Schloß“ hieß; sie flutheten warm und hell in den dunkelgetäfelten Speisesaal und dort fanden sie die Gesuchte.

Oben an der Tafel präsidirte sie und erfüllte still ihre Hausfrauenpflichten.

„Endlich die Sonne!“ jubelte eine helle Stimme, „siehst Du, Mama, ich habe doch Recht behalten mit meiner Behauptung, das Wetter würde sich bessern.“

Die Matrone mit dem schneeweißen, in unzählige Locken frisirten Haar, welche zur Rechten der Hausfrau ihren Platz an der Mittagstafel hatte, nickte dem jungen blondhaarigen Mädchen, „ihrer Jüngsten“, freundlich zu und wandte sich darauf an den Hausherrn mit der Bemerkung: „Da werden Sie wohl heute doch noch Ihr Jagdglück versuchen, lieber Gerhard?“

„Ja wohl, Mama,“ erwiderte eine sonore Männerstimme.

„Darf ich Dich begleiten, Wetter?“ frug ein schlanker junger Mann, den das Farbenband, welches er trug,

als Dörptschen Burschen kennzeichnete, über den Tisch hinüber.

„Gewiß.“

Gerhard von Rammnitz haßte jede Wortverschwendung, er sprach gewöhnlich nur so viel, als unumgänglich nothwendig war. Und doch sah man an der edlen Form seiner Stirn, daß sich ein Gedankenreichtum hinter letzterer verbarg, und Leben und Geist lagen in den dunkelblauen Augen des hochgewachsenen, breitschulterigen Mannes. Um seine von einem kleinen blonden Bärtchen bedeckten Lippen lagerte ein verschlossener, herber Zug, welcher seinem regelmäßigen Antlitze den Stempel der Strenge aufdrückte. Und doch hätte keiner von denen, die Gerhard Rammnitz genauer kannten, ihn als anmaßend oder gar als arrogant bezeichnet. Die, welche schon damals mit ihm verkehrt hatten, als er, eben von der Univerſität kommend, sich mit der schönen, hochbegabten, geistreichen Karin von Lennsbach verlobte, die schüttelsten jetzt die Köpfe, wenn sie Rammnitz begegneten, und meinten bedauernd:

„Kann wiederzuerkennen, ein ganz anderer Mensch geworden, der Gerhard. Keine Spur mehr vorhanden von der früheren sorglosen Heiterkeit. Aber freilich, wenn Einem das Unglück so mitspielt — — kurz vor der Hochzeit die Braut zu verlieren, das will verwunden und verschmerzt sein. Gerhard's Frau ist zwar auch hübsch, sie ähnelt frappant ihrer älteren Schwester. Nach deren Tode ging Frau von Lennsbach mit ihren beiden anderen Töchtern in's Ausland — sie ist seit langen Jahren Wittwe und verfügt über ein bedeutendes Vermögen — Gerhard reiste ihnen bald nach und zwei Jahre später kehrte Rita von Lennsbach als Frau von Rammnitz in die Ostseeprovinzen zurück. Eine zweite so hübsche Frau findet man nicht leicht in ganz Livland, aber leider ähnelt sie ihrer älteren Schwester nur äußerlich. Sie ist langweilig — pour prendre le mot poli — kein Wunder, wenn sie Gerhard Rammnitz nicht genügt, er erhebt größere Ansprüche an die Frauen.

Außerdem scheint Frau von Rammnitz gar keine gesellschaftlichen Talente zu besitzen; wenn sie einmal — und das geschieht höchst selten — in der Nachbarschaft einen Besuch abstattet, so kommt sie nie über Gemeinplätze und die gewöhnlichsten Phrasen hinaus. Sehr begreiflich, daß Rammnitz allein zum Landtage fuhr und seine junge Frau zu Hause ließ, er schämt sich ihrer; er hat sie auch nicht etwa aus Liebe geheirathet, sondern nur deshalb, weil sie das Ebenbild seiner todtten Braut ist."

So hieß es auf den Gütern in der Umgegend von Schloß Rammnitz und gar so sehr im Unrechte waren die Leute mit diesen Aussprüchen nicht, denn es gab wohl kaum ein zweites Ehepaar, das, knapp ein Jahr vermählt, so gleichgiltig nebeneinander hergegangen wäre, wie Rita und Gerhard Rammnitz. Rechtfertigte Rita wirklich das Urtheil, welches man allgemein über sie fällte? Sie war es seit ihrer Kindheit gewohnt, daß ihre, durch eine außerordentliche Unterhaltungs-gabe glänzende, geistprühende Schwester sie in den Schatten stellte.

"Meine Karin und meine Rita", hatte Frau v. Lennsbach stets gesagt, "ähneln einander äußerlich in hohem Grade, sind jedoch grundverschiedene Naturen."

Und als Karin, in frischer Jugendblüthe stehend, einem typhösen Fieber erlegen war, als man sie im Brautstaate, die bleiche Stirn der Todten mit dem Myrthenkranze geschmückt, in die kalte Erde gebettet, da hatte das tiefgebeugte, schwergetroffene Mutterherz den besten Trost und Ersatz in der jüngsten Tochter gefunden, und Rita wurde nach wie vor nur als äußeres Ebenbild Karins betrachtet.

Als Rammnitz die Angehörigen seiner todtten Braut, deren Bild er mit unverminderter Treue im Herzen trug und deren Verlust ihm alle Lebensfreude und jeden Lebensmuth geraubt, als er Frau v. Lennsbach und ihre Töchter in der Schweiz aufgesucht, da war er gleichfalls betroffen gewesen über die unverkennbare Aehnlichkeit, die Rita mit ihrer verstorbenen Schwester besaß und

die ihm früher niemals oder doch nur flüchtig aufgefallen war, da er nur Augen für Karin gehabt hatte.

„Allein das Höchste mangelt Rita,“ mußte sich Gerhard sofort eingestehen. „Karin's Seele wohnt nicht in ihrem Körper.“

„Sehen Sie nur, lieber Gerhard, eben wirft Rita genau so den Kopf zurück, wie es die Gewohnheit uns'res armen todtten Lieblings war,“ hatte Frau v. Lennsbach oft geäußert, oder es hatte geheißen: „Wenn Karin nachdenklich war, so blickte sie ebenso in's Weite, wie Rita es zu thun pflegt.“

Und Gerhard hatte innerlich aufgestöhnt vor Schmerz und doch seinen Blick nicht abzuwenden vermocht vom Ebenbilde derjenigen, über deren weißem Sarge sich ein Rasenhügel wölbte. Er wollte Rita fliehen und konnte es nicht.

Sogar ihre Stimme hatte denselben Klang wie die Karin's. Anstatt, wie es anfänglich seine Absicht gewesen, nach einigen im Auslande verbrachten Monaten nach Vio land heimzukehren, schrieb Gerhard seinem Gutsverwalter, daß er noch längere Zeit fernbleiben würde, und ging mit den Lennsbachs nach Venedig. Damals herrschte im Norden tiefer Winter; als die Rosen blühten, empfing Schloß Rammnitz seine junge Herrin und nun, ein Jahr später, befanden sich Frau v. Lennsbach und ihr blondes Nesthäkchen Käthy auf Rammnitz zum Besuch.

Frau v. Lennsbach war eine Frau voll reger Interessen; sie besaß viel Lebenserfahrung und Lebensklugheit; konnte jedoch einseitig werden und neigte etwas zur Sentimentalität. Sie umgab das Andenken ihrer verstorbenen Tochter mit einem förmlichen Cultus, klagte, daß Rita sie durchaus nicht verstünde, und verzog Käthy, die eine resolute, oft etwas kindische junge Dame war, nach besten Kräften. Als die Rammnitzer Equipage, welche die Gäste von der letzten Poststation abgeholt, endlich vor dem Schlosse gehalten und Gerhard seine Schwiegermutter aus dem Wagen

gehoben, da hatte letztere geschluchzt: „O Gerhard, warum konnte es nicht anders sein, warum mußte uns're Karin uns verlassen!“

Gerhard hatte sich wortlos über die Hand der alten Dame gebeugt, kein Muskel in seinem Antlitz hatte gezuckt und Niemand hatte in der allgemeinen Begrüßung und schmerzlich-freudigen Erregung bemerkt, daß Rita, während sie Käthy in die Arme schloß, todtenbleich geworden war bei den gestammelten Begrüßungsworten ihrer Mutter.

Ernst und bleich erschien sie immer, die schöne, kaum einundzwanzigjährige Frau; auch jetzt, als die Sonnenstrahlen sie küßten, berührten sie eine marmorbleiche Wange. Man war es an Frau Rita gewohnt, daß sie sich am Gespräch der Andern wenig betheiligte. Die Conversation bei Tisch wurde fast ausschließlich von Frau v. Lennsbach, Fräulein Käthy und dem Studio Hans Heideck, der die Sommerferien auf Rammniz verbrachte, geführt.

Der junge Hausherr blickte schweigend in sein Weinglas, oder ließ ab und zu sein Auge auf seiner Nachbarin ruhen.

Das kindliche Mädchen, welches an seiner Seite saß, war seine Stiefschwester.

Der alte Herr v. Rammniz hatte in zweiter Ehe eine Italienerin oder, wie Andere behaupteten, eine vornehme Spanierin geheirathet. Nach einem Jahr, nachdem sie einem Töchterchen das Leben gegeben, starb die Blume des Südens, die im rauhen Norden nicht weiterzublühen vermochte, und als einige Sommer später der Gatte ihr folgte, da vermachte er seinem Sohne das kleine Schwesterchen. Hildegard oder — wie sie gewöhnlich genannt wurde — Hilde Rammniz war erst vor wenigen Wochen in ihr Vaterhaus heimgekehrt, seit des Vaters Tode hatte sie gewöhnlich auch die Ferien in der Pension verbracht, nun jedoch, nachdem sie in den Kreis der Erwachsenen getreten, beim Bruder und der Schwägerin die liebevollste Aufnahme gefunden.

Hilde hing mit großer Liebe an dem alten Stammsitz ihrer Väter; sie hatte die Heimathstreue ihrer Vorfahren geerbt und das heiße Blut ihrer südländischen Mutter steigerte bei ihr jede Empfindung in hohem Grade. Doch war sie weit davon entfernt, das südliche Temperament zum Durchbruch kommen zu lassen; das, was sie fühlte und dachte, sprach meist nur aus ihren Augen, die oft in stummer Frage von Rita zu Gerhard wanderten. Hilde hatte das unabweibare Gefühl, daß zwischen diesen beiden Menschen, die sie so sehr liebte, nicht Alles so war, wie es sein sollte. Sie vergötterte ihren schweigmamen Bruder, mit dem sie äußerlich nicht die mindeste Aehnlichkeit besaß; sie hatte die Züge ihrer Mutter geerbt: dunkle, schwermüthige, mandelförmige Augen schauten unter feingeschwungenen Brauen halb scheu in die Welt, um die leicht aufgeworfenen Lippen des kleinen Mundes schwebte ein träumerischer Zug und über der ganzen zartgliederigen Mädchengestalt lag der Hauch einer fremden Zone.

Hilde war ein verschlossener Charakter, doch anschniegend und entgegenkommend denen gegenüber, die sich ihr freundlich naheten. Besondere Sympathie verband sie mit der jungen Gattin ihres Bruders; wenn Rita im Saal am Flügel ihre einfachen Lieder sang, dann schlich sich Hilde herzu und lauschte.

„Warum nur Gerhard niemals zuhört, wenn Rita singt,“ dachte sie oft.

Und wenn die junge Frau die Vasen auf ihrem Schreibtisch mit frischen Blumen geschmückt fand, dann war es gewiß Hildens Hand gewesen, welche die Sträuße geordnet. Gerhard verwöhnte sein junges Weib nicht mit dergleichen Aufmerksamkeiten, ihm genügte es, Marins Ebenbild in seiner unmittelbaren Nähe zu wissen. Fragte er denn je danach, ob Rita glücklich sei? Ob sie nichts begehre, ob sie befriedigt sei von dem Loose, welches das Schicksal ihr geboten? Mein Gott, Frau v. Lenasbach hatte ihm, als er in Genf bei ihr um Rita geworben, versichert, ihre Tochter wäre noch ein

halbes Kind, außerdem eine indolente Natur, sanft und gehorjam; sie, Frau v. Lennsbach, wolle ihn durchaus nicht zu dieser Verbindung überreden, Rita wäre nicht annähernd im Stande, Karins Verlust vergessen zu machen.

Doch Gerhard hatte fast ungeduldig erwidert:

Rita, oder vielmehr Karins Bild in Rita zu sehen, wäre ihm Lebensbedürfniß und dieses zu befriedigen, würde nur durch eine Heirath ermöglicht; überdies wünsche er den kürzesten Brautstand, denn ewig wolle er nicht unter Palmen wandeln, er sehne sich nach dem Harzduft der livländischen Tannenwälder, nach seinem väterlichen Gute, und melodischer als jede Barcarole würde ihm daheim der Gesang seiner auf dem Felde arbeitenden Bauern erklingen.

Doch während seiner kurzen Ehe hatte er sich überzeugt, daß seine Schwiegermutter zum Theil Recht gehabt in ihren Aussprüchen über Rita. Letztere war indolent, das hatte Gerhard längst eingesehen, aber ein halbes Kind — — nein, da irrte Frau v. Lennsbach in ihrer Behauptung, denn ein halbes Kind trug seinen Kopf nicht so stolz und ruhig, es schaute auch nicht mit solch' ernstem, traurigen Blicken, ein halbes Kind leitete nicht mit so fester Hand die Zügel der Haushaltung.

„Ein Talent, welches Karin gemangelt“, meinte Frau v. Lennsbach; aber „Karin? sie hatte so viele and're, würdigere Talente besessen, sie hatte gemalt, componirt, modellirt und gebichtet, das Schlüsselbund und die leinene Wirthschaftsschürze hätten ihr auch kaum zu Gesicht gestanden und — mon Dieu, es war ja auch im Grunde überflüssig, daß Rita sich so abmühte und selbst in Küche und Keller nach dem Rechten sah, denn wozu gab es auf Rammnik wohlgeschulte Diensthoten? Da saß z. B. bescheidenlich unten an der Tafel die alte Mamsell Minchen, die vorzüglich das Küchenregiment verstand. Die Sonnenstrahlen strichen über das faltige Gesicht des alten Mädchens und über das schlichte, schwarze Alpaca-Kleid, welches Mamsell Minchen stets trug. Die alte

Wirthschaftsmamsell war die Herzensgüte selber, eine treue, brave Seele von einiger Bildung, denn ihr Vater war ehemals Hofstrüger auf Rammnitz gewesen. Sie nahm es mit der deutschen Sprache zwar nicht immer ganz genau, las jedoch mit Leidenschaft Romane, welche aus der Leihbibliothek des nahen Kreisstädtchens stammten.

Mamsell Minchen stand mit Jedermann auf gutem Fuße, liebte besonders ihre junge gnädige Frau und Fräulein Hilbe, hatte großen, mit tiefer Verehrung gepaarten Respect vor dem gnädigen Herrn und fand an der alten Gnädigen nur das Eine auszusetzen, daß diese zu häufig französische Brocken in ihre Reden flocht.

Mit Fräulein Käthy und Herrn Hans lebte Mamsell Minchen in lustiger Fehde, konnte jedoch den übermüthigen jungen Herrschaften nie lange gram sein.

Das waren sämmtliche Hausgenossen auf Rammnitz, und die Mittagstafel bot ein hübsches Bild, welches als Rahmen der geschmackvoll eingerichtete Speisesaal umschloß.

„Gefegnete Mahlzeit,“ sagte aufstehend der Hausherr und, an seine Frau herantretend, warf er nachlässig hin: „Auf Wiedersehen, erwarte uns nicht mit dem Abendbrod, wir werden voraussichtlich spät von der Jagd heimkehren.“

Mita nickte stumm und wandte sich in's Nebenzimmer, wo der Diener den Kaffee servirte.

Fräulein Käthy konnte es sich nicht versagen, im Vorübergehen Mamsell Minchen neckend zuzurufen: „Lesen Sie noch immer den Schauerroman, bei dem ich Sie lezthün am Sonntag-Nachmittag überraschte? Oder schreiben Sie am Ende gar welche?“

„Nein, Fräulein Käthing,“ versetzte Mamsell Minchen indignirt und verschloß einen Krystallteller in's Buffet, „so etwas übernehme ich mir nicht.“

„Fräulein Käthy,“ ertönte Hans Heideck's Stimme, „bitte, kommen Sie auf die Veranda, Gerhards neuer

Jagdwagen macht sich famos. Die alte Liniendroschke ist glänzend ersetzt."

"Und das Beste dabei ist," sprach Käthy, die dem Rufe gefolgt war, "daß wir, d. h. die Damen des Hauses, die alte Droschke geerbt haben, um sie bei etwaigen Waldfahrten zu benutzen. Aber der Jagdwagen ist wirklich elegant. „Schwager Gerhard," fuhr die lebhafteste junge Dame fort, "hat mir gnädigst erlaubt, dann und wann einen der edlen Bewohner seines Stalles vor den alten Klapperkasten, die Droschke, schirren zu lassen."

Die beiden Jäger bestiegen nach wenigen Minuten ihr Gefährt, Gerhard ergriff die Zügel, Hans hielt die Gewehre und der Gutsverwalter, ein stämmiger Letzte, der grüßend herantreten war, packte die Jagdtaschen in das Wagennetz unter dem Sigbrett. Der Verwalter Paul war ein Milchbruder seines Gutsherrn und zählte sich dieses Umstandes wegen halb und halb zur Familie. Er hatte, obzwar Hegel und Kant ihm selbstverständlich unbekannte Größen waren, sich seine eigenen philosophischen Ansichten gebildet, mit denen er auch gern zu Tage trat.

Käthy lehnte an der Brüstung der Veranda:

"Was meinen Sie, Paul, ob es wohl nach dem gestrigen Regen viel Nieschen im Walde giebt?"

"Kann schon so sein," gab Paul seine Meinung ab, "wenn Regen von Himmel kommt, wird auf Herden nur Gutes davon; halles blüht — in Sommer ist Regen so für Herde, als wie wenn Liebe zieht ein in junges Menschenerz."

Gerhard Kammnitz berührte mit der langen Peitsche den Rücken des Braunen und die Räder der Droschke knirschten über den feuchten Kies.

"Paul, an Ihnen ist ein Lyriker verloren," lachte Käthy und Hans bildete vom Wagen herüber ein fröhliches Echo und schwenkte grüßend seine Jagdmütze.

Als Käthy, von der Brüstung zurücktretend, sich umwandte, stand Rita unter dem Thürbogen und blickte

mit seltsamem Ausdruck der Droschke, welche eben aus der Hofspforte rollte, nach.

Käthy schaute gen Himmel, gähnte, strich dem hochbejahrten Borsteherhund Puff, der auf Kammniz das Gnadenbrod genoß und augenblicklich, behaglich mit den treuen Hundeaugen blinzeln, in der Sonne auf der obersten Treppenstufe lag, über das hellbraune Fell und sprach dann etwas gedehnt: „Wie langweilig!“

Frau Rita wartete die Begründung dieses Stoßseufzers nicht ab, sie blickte mit einem unmerklichen Lächeln auf ihre junge Schwester und kehrte darauf in das nach dem Garten zu gelegene Gemach, in welchem Frau v. Lennsbach in einem Lehnstuhle Nachmittagsruhe hielt, zurück.

Hilde kauerte auf einem Tabouret am offenen Fenster und war in den Inhalt eines Buches vertieft.

Stille herrschte in dem behaglichen Gemach, nur die dunkelpolirten Holzklöppel, mit denen Frau Rita auf einem Kissen eine breite Spitze klöppelte, schlugen leise aneinander, und Frau v. Lennsbach's tiefe Athemzüge und das Summen eines Brummers an der Fensterscheibe bildeten die Begleitung zu dem eintönigen Geräusch.

Da langte ein runder, rosiger, von einem weißen Battistärmel halb bedeckter Arm durch das offene Fenster und in kühnem Bogen flog ein Sträußchen Stiefmütterchen und duftender Nieseden gegen Frau v. Lennsbach's schwarzes Spitzenhäubchen, welches zierlich die weißen Löcher bedeckte.

„Mon Dieu“, rief, erschrocken auffahrend, die alte Dame.

„Ah, Pardon, Mamachen!“ ließ sich Käthy's Stimme aus dem Garten vernehmen, und der blonde Kopf tauchte über dem Fensterbrett, an welches sich die junge Dame mit beiden Händen anklammerte, empor. „Pardon, ich wollte wirklich nur Rita aus ihren Gedanken aufrütteln, Du warst so im Lehnstuhl versunken, liebstes Mamachen, daß ich wahrhaftig Deiner

nicht gewahr wurde. Das nenne ich aber gemüthlich! Hilde studirt so eifrig, als müßte sie morgen ihr Abiturientenexamen machen, und Rita stumfft."

"Stumfft?" unterbrach Frau v. Lennsbach voller Entrüstung ihre Tochter, „was soll nun wieder dieser durchaus nicht salonsfähige Ausdruck? Er stammt natürlich aus Herrn Heibed's Privatlexikon. Liebe Kuzo" — dieser Name haftete Käthy zu ihrem großen Mißvergnügen schon seit ihrer Wiege an — „liebe Kuzo, wann wirst Du endlich beginnen, Dir solche burschikose Ausdrücke abzugewöhnen? Du bist ein Kindskopf, und zwar ein unverbesserlicher", fügte sie in leidendem Tone hinzu.

„Rita, wie wär's, wenn wir eine Nieszchenpartie unternähmen?" fuhr Käthy, ohne auf die Bemerkung ihrer Mutter zu achten, fort. „Ich meine, es wäre das beste Mittel, um den langweiligen Nachmittag todzuschlagen. Ein pyramidaler Gedanke, nicht wahr, Hilde? Um des Himmels willen, was liest Du denn da? Erbarme Dich, Bilder aus der deutschen Vergangenheit von Gustav Freytag. Natürlich, Du bist ja Alterthumsschwärmerin."

Hilde hatte mit stillem Lächeln aufgeblickt und sich dann wieder ihrer Lectüre zugewandt.

„Na," sagte Käthy und schwang sich geschickt auf das breite Fensterbrett, „ich sehe nicht hin, wie's hier aussehen wird, wenn Mama, monsieur Hans und meine Wenigkeit nicht mehr die gastlichen Räume von Schloß Rammniz bevölkern werden. Rita, Hilde und Gerhard werden dann allgemach das Sprechen verlernen, sie wetteifern schon jetzt im Schweigen. Aber wie bleibt's mit der Nieszchenpartie? Mamachen, Rita, bitte, wollen wir doch in den Wald. Nach dem endlosen Umherstöbern in altrömischen Kunstschätzen wird es ein wahrer Hochgenuß sein, wieder einmal echt baltische Nieszchen zu suchen."

„Quelle idée," ließ sich Frau v. Lennsbach vernehmen, „nach dem Regenwetter in den Wald. Dieu m'en

présérve! Du wirst doch auch hoffentlich nicht in weissem Battist"

„Unbesorgt, Mamachen, ich werde mich sogleich in ein dem Zweck entsprechendes Costüm werfen, in dem ich ausseh'n werde wie eine Erbsenscheuche. Mir scheint es jedoch, Ihr beide, Du und Rita, verzichtet auf den Genuß dieser Waldpartie. Folglich muß Mamsell Minchen als dame d'honneur fungiren. Lord oder Jaschka, einem dieser liebenswürdigen Quadrupeden wird vermuthlich die Ehre zu Theil, von mir kutschirt zu werden. Komm, Hilde, laß doch das langweilige Lesen, Du mußt auf jeden Fall mit.“

Damit sprang Käthy von ihrem hohen Sitz und verschwand hinter den Bäumen.

„Wildfang,“ sagte Frau v. Lennsbach halblaut, „ich fürchte, aus Käthy wird niemals eine Dame comme il faut.“ Aber sie ist hübsch, meine Kleine, setzte sie in Gedanken hinzu, und sie hat, wenn auch noch lange nicht Karins Geist, doch in ihrem Wesen Anklänge an das Naturell ihrer ältesten Schwester. Nur Rita ist ein Stiefkind in geistiger Beziehung.

Beinah mitleidig folgte der Blick der alten Dame ihrer Tochter, welche, ein Wirthschaftsbuch, das Mamsell Minchen knixend überreicht hatte, zur Hand nehmend, sich langsamen, graciösen Schrittes aus dem Gemache entfernte.

„Puh! wie eiskalt ist es doch im Norden!“ Frau v. Lennsbach zog mit nervöser Hast ihr dunkles Chenille-tuch fester um die aristokratischen Schultern. Sie war verwöhnt durch die Sonne des Südens, hatte ihr halbes Leben auf Reisen zugebracht, war Kosmopolitin und hatte den Begriff „Heimath“ eigentlich längst verloren.

Sie war zwar im Stande, bei geeigneter Veranlassung, auf dem Marcusplatz z. B., in den Ruinen des Colosseums oder an irgend einer ähnlichen Stätte eine begeisterte Schilderung ihrer nordischen Heimath zu entwerfen: da rauschte die Ostsee, da flüsternten die Tannen, . . . doch im nächsten Moment war sie bereit,

zu versichern, nur in Italien leben und athmen zu können, denn nur da wäre die Natur in künstlerischer Vollendung vorhanden.

Tannengeflüster und Wellenrauschen, ihr wurdet zu Phrasen im Munde einer Frau, deren Charakter eigentlich kein Charakter war und dessen Haupteigenschaft darin bestand, mit Gefühlen zu kokettiren. Doch im Grunde war Frau v. Lennsbach eine gute Frau, die noch höher zu schätzen gewesen wäre, hätte sie weniger Anstrengungen gemacht, geistreich zu sein.

Für eine „femme spirituelle“ zu gelten, darin gipfelte jedoch die höchste Befriedigung ihres Ehrgeizes. Sie liebte es, wenn man ihr Weihrauch streute, und nur Käthy durfte sich ihr gegenüber manche Freiheiten gestatten.

Karin war das bewunderte Idol der geistreichen Mutter gewesen, und Rita war in den Formen des strengsten Gehorsams erzogen worden. Frau v. Lennsbach hatte Spencer's Schriften über Kindererziehung gelesen, hatte für ihre Töchter die theuersten Gouvernanten engagirt und einmal monatlich den Unterrichtsstunden beigewohnt. Sie war sich bewußt, ihren Pflichten genügt zu haben.

Jascha, der wohlgenährte Falbe, trabte auf der Landstraße dahin; er schüttelte unmutig die Mähne, wenn Käthy vermittle der Peitsche seine Gangart zu beschleunigen suchte, und wieherte hell dem kleinen Klepper zu, der auf dem Felde arbeitete.

Neben Käthy, welche auf der alten Liniendroschke den Kutsheritz einnahm, saß Hilde, die einen großen, aus Stroh geflochtenen Hut, wie ihn die lettischen Bauern anfertigen, trug. Die breiten Ränder desselben verbargen fast das schmale, brünette Gesichtchen.

Als dritte im Bunde folgte Mamsell Minchen, die bei jeder Wasserpfüße, durch welche Käthy, anstatt auszubiegen, mit Consequenz fuhr, laut aufschrie und sich an die Stubenmagd Dahrte, die, mit Körben beladen,

auf dem äußersten Ende der Droschke schwebte, anklammerte.

Bald war der Wald erreicht, der sich zu beiden Seiten der Landstraße hinzog, und Käthy ließ Sascha im Schritt gehen.

Links am Wege öffnete sich eine Lichtung, ein Brachfeld dehnte sich aus, und weiterhin erging sich eine stattliche Schweineheerde. Am Waldrande, jenseit des Feldes, schimmerte das rothe Dach eines Gefindes. Rechts, sobald man den breiten Graben neben der Straße überschritten, befand man sich im schönsten Tannenwalde.

„Wollen wir aussteigen?“ frug Käthy.

„Noch nicht, Fräuleinchen, wir müssen weiter,“ belehrte Mamsell Minchen, „hinter der kleinen Brücke, der Kamunniger Grenze, wachsen die schönsten Barawiken. Der alte Dahlenhöfische Baron nimmt es ja nicht für ungut, wenn wir in seinem Gebiete so'n bißchen aufräumen.“

„Und,“ rief Käthy, „wenn Onkel Sascha nächstens nach Kamunnig kommt, dann geben Sie zum Abend Barawiken mit Schmandsauce, Mamsell Minchen, und dann sagen wir: „Die stammen aus Ihrem Walde, Onkelchen.“ Führt nicht jener Weg nach Dahlenhof? Ich habe keinen Ortsfimm, ich fände nicht allein dorthin, obgleich wir in der vorigen Woche zum Kaffee dort waren.“

„Ja wohl, Fräuleinchen“, erwiderte Mamsell Minchen, hier geht es directemang nach Dahlenhof. Es ist doch jammerschade, daß der alte Herr da so allein lebt: hätte er doch in seinen jungen Jahren sich eine liebe Frau genommen. Nun wird es mit das schöne Gut gerade so, wie ich es einmal in einem Roman gelesen habe: das bekommt nach dem Tode des alten Barons der Nefte vom gnädigen Herrn. Der ist nun aber kein hiesiger Adliger, sondern ein ausländischer, auch ein Herr Von, aber einer aus Oesterreich, glaube ich. Die selige Schwester vom Dahlenhöfischen Baron hatte sich

auf einer Reise im Außenlande mit einem österreichischen Obersten verheirathet. Wie hieß er doch gleich, Gott — ja, mein Gedächtniß, da schwebt mir nu der Name auf der Zunge, wie war er doch. . . .“

„Lanska-Lantingen“, sagte Hilde, die bisher schweigend in den Wald geblickt hatte.

„Sie haben Recht, Mamsell Minchen“, rief Käthy, die mit Aufmerksamkeit den Worten der alten Mamsell gefolgt war, „es ist ganz wie ein Roman, und der zukünftige Erbherr auf und zu Dahlenhof muß, den Schilderungen seines Onkels zufolge, auch das Zeug zu einem Romanhelden haben. Er war doch wohl früher in Dahlenhof, nicht?“

„Versteht sich,“ nickte Mamsell Minchen, vor 11 Jahren, da war er mit seiner Mutter mal drüben in Dahlenhof, und auch auf Rammnitz waren die Herrschaften oft. Unser alter seliger Herr und der Dahlenhöfische Baron waren ja Jugendkameraden. In späteren Jahren ist der junge Herr auch auf Besuch bei seinem Onkel gewesen, aber nach Rammnitz ist er nicht gekommen, weil dazumalen unser Herr auf Reisen war. Aber vor 11 Jahren, da habe ich den Herrn Siegfried Lanska oft gesehen, er war wohl wild, wie nu Knaben schon immer sind, aber dabei doch gut und freundlich. Mit Frä. Hildchen war er so nett und wenn er mit Frä. Hildchen spielte, dann war er auch artig und sanft. Aber nu, Fräuleinchen, halten Sie unsere Droschke an, da, wo das graue Moos steht, da sind die Kiezchen wie Sand am Meere.“

Jascha wurde auf einen Nebenweg geführt, und Käthy befestigte mit Hilfe der Stubenmagd die Leinen kunstgerecht um den Stamm einer jungen Espe.

Wer kennt nicht das uralte Lied des Waldes? Wer hat ihm nicht gelauscht? Es bildet die Begleitung zu den Gedanken, die Jeder im Herzen hegt, wenn er durch den Wald schreitet. Und was er auch dächte, was seinen Sinn auch beschäftigen möge, das Lied des Waldes tönt in sein Sinnen. Und dann bleibt er unwillkürlich stehen, blickt hinauf zu den Wipfeln, blickt

hinein in das Laubgezelt und, ob die Sonne leuchtet, ob der Wald nur von Lenz und Sonne rauscht, oder ob er auf seinen Häuptern dunkle Sturmwolken trägt und welke Blätter von seinen Zweigen schüttelt, — das Grundmotiv seines urgewaltigen Liedes bleibt sich gleich: es rauscht den Menschen zu, sich der Wunder der Schöpfung zu freuen. Warum dehnt sich uns're Brust, wenn wir den Wald betreten? es ist dann, als ob wir, fern von den Wohnungen der Menschen, uns Gott näher fühlten.

„Wer hat dich, du schöner Wald,

Aufgebaut so hoch da droben“,

tönte Käthy's hübscher Sopran hell und klar in den Sommernachmittag hinaus.

Ihre blaue Blouse schimmerte durch die Zweige, ihr langer, blonder Zopf hing sich an einem Ast, sie löste ihn lachend und schritt singend weiter, achtlos an manchen versteckt stehenden Nieschen vorüberstreichend. Käthy tändelte mit Allem und erfaßte gewöhnlich Alles halb. Doch ihrer ungemeinen Frische und Natürlichkeit verzieh man gern diesen Fehler; sie war eben noch ganz und gar ein Kind, ein fröhliches, unbeschlagenes Kind.

Namself Minchen und Darthe sah man zwischen den Büschen und Stämmen verschwinden und auftauchen; sie bückten sich unermüdblich und füllten fleißig ihre Körbe.

Hilde hatte Anfangs auch eifrig gesammelt, dann war sie zu einer Stelle gelangt, wo unter Tannen und Laubholz Immergrün seine Ranken über den Waldboden spann. Und Hilde kniete nieder in das weiche Moos und begann einen Kranz zu winden. Und über ihr rauschten die Wipfel, und ihr junges Herz schlug höher, sie wußte selbst nicht warum; vielleicht war es in Erinnerung an eine Episode aus ihren Kinderjahren?

Ein Vogel flatterte aus dem nahen Busche empor und flog weit dahin. Hilde ließ ihre Hände mit dem halbvollendeten Kranze in den Schoß sinken und schaute

träumerisch dem kleinen Waldesfänger nach. Und in ihrer Seele stieg die Erinnerung an einen Sommertag empor: der Wald rauschte, die Sonne leuchtete, ein kleines Mädchen lief jubelnd unter dem Tannenschatten dahin und ihm folgte ein Knabe mit einem festen, offenen Antlitz, aus dem ein Paar verwegene Augen blitzten, und — — „Halt, Hilde! ich fang' Dich,“ rief der schlanke, blonde Junge.

„Siegfried Lantska,“ sprach Hilde laut vor sich hin, dann warf sie den Kranz in den großen Strohhut, der im Moose lag, und setzte sich auf einen Stein, der halb in die Erde versunken, nur wenig über dem Boden aufragte.

Zu Hildes Lieblingsgewohnheiten gehörte es, im Walde zu träumen. Käthy, die kaum drei Minuten lang ruhig dazusitzen vermochte, neckte sie oft mit ihren poetischen Passionen, zu denen in erster Linie ihre Vorliebe für Alterthumskunde gehörte. „Ich glaube,“ pflegte Käthy zu sagen, „Hilde bedauert es täglich, nicht etliche Jahrhunderte früher gelebt zu haben. Ein altmodisches Ritterfräulein zu sein, wäre ihr höchster Wunsch.“

„Und dabei,“ schaltete in der Regel Frau v. Leunsbach bei derartigen Gelegenheiten ein, „und dabei ist sie die Verkörperung einer der Mädchengestalten aus Heysse's italienischen Novellen. Die deutschen Ritterfräulein waren groß und blond — *et notre Hilde a une figur si mignonne.*“

Doch Hilde liebte nun einmal das Zeitalter der Ritter und Edelfrauen, das sagendurchwebte Mittelalter, welches wir Epigonen jener Zeit mit so viel Poesie umgeben und mit einem Nimbus umkleiden. Wir gehen gern über die Schattenseiten jener Zeit hinweg, wir wenden uns ab von den Gräueln der Kriege und Gewaltthaten, wir hören nur den Minnesänger die Laute stimmen, wir sehen den Cyheu sich um stolze Burgen ranken, wir sehen Kampfspiele, glänzende Turniere, bei denen holde Frauen dem Sieger den Kranz reichen — an

unser Ohr klingt die Fiedel des fahrenden Gefellen, der Zauber einer fernen, sanges hellen, sagenreichen und märchenhaften Zeit umgiebt uns, und wir verweilen gern bei den Lichtseiten des Mittelalters, wo ein klangvoll Lied, ein gutes Schwert, ein kühler Trunk und einer Frauen Minne sich wie ein rother Faden durch die Geschehnisse jener Zeit ziehen.

Wenn sich Hilbe mit ihrer jungen Phantasie einen Helben des Mittelalters schuf, dann hatte derselbe gewiß leichtgewelltes Blondhaar und blaue, übermüthige Augen.

„Siegfried Laska.“ Wie traumverloren wiederholten im rauschenden, sonnendurchglänzten Walde die Lippen des baltischen Mädchens den Namen eines fernen Husarenlieutenants.

„Hilbe! Hilbe!“ erscholl es plötzlich, „komm schnell auf die Landstraße, ich sehe den Wagen aus Dahlenhof.“

Und Käthy stand auf einer Anhöhe neben einer alten Tanne und schützte mit der Hand die Augen, um besser sehen zu können. Ja, das waren die Füchse aus Dahlenhof, welche der alte Kutscher Jürri in seiner dunkelblauen Livrée und dem Treppenhute stolz lenkte. Das silberbeschlagene Geschirr der Kasse klirrte und blitzte. Noch eine leichte Wegbiegung und die Kalesche hielt.

„Onkel Sascha, guten Tag, Onkel Sascha!“ rief Käthy freudig und verstummte dann erschrocken, denn neben dem alten Freunde, den alle Welt Onkel nannte und der das Ideal eines solchen war, saß ein junger, blonder Mann, der schnell die Wagendecke loshafter, gewandt vom Trittbrett sprang, die Hand militärisch grüßend an seine weiße Sommermütze legte und, über eine große Regenpfütze chassierend, Miene machte, sich der jungen Dame, die wie eine Gestalt aus einem Waldmärchen vor ihm stand, vorzustellen.

Allein Onkel Sascha, der sich momentan an Käthy's stummer Ueberraschung geweidet hatte, kam ihm zuvor:

„Das ist mein Neffe Siegfried Freiherr von Lanska-Lantingen, Lieutenant beim Husarenregiment in Prag, welchen ich die Ehre habe, dem Fräulein Katharina von Lennsbach, Gerhard Rammnitz's Schwägerin, in aller Form zu präsentiren. Bin mal froh, daß ich den Jungen vor meinem Ende noch sehe; ich war freilich vor zwei Sommern jenseit der Grenze, aber wenn man, wie ich, mit einem Fuße im Grabe steht, muß man nicht weite Ausflüge machen, damit man in heimischer Erde zur Ruhe kommt. Nun macht mir der Junge da die Freude und kommt herüber, um seinen alten Onkel durch sein unerwartetes Eintreffen zu überraschen. Das hat er von seiner Mutter, die Anhänglichkeit an unser Livland.“

Käthy stand dem jungen Manne, über dessen Züge ein leises Lächeln huschte, verwirrt gegenüber. Sie war noch so jung, erst sechzehn geworden, und trotz ihrer Vielgereistheit wenig mit jungen Herren in Verkehr getreten. Ihre Verwirrung galt im gegebenen Moment auch hauptsächlich ihrer durchaus nicht eines Fräulein v. Lennsbach würdigen Toilette, denn Käthy pflegte sich in Extremen zu bewegen; entweder sie war vom Scheitel bis zur Sohle mit dem größten Chic gekleidet, oder so wie eben, wo ihr Anzug viel zu wünschen übrig ließ. Das Haar war ihr aufgegangen und fiel in zerzausten Lockchen über die erhitzte Stirn und die einfache blaue Blouse war zerknittert und beschmutzt, so daß Fräulein Käthy eher einem Dorfmädchen glich, als einer wohl-erzogenen jungen Dame.

Und das bei der ersten Begegnung mit dem so urplötzlich hereingeschnitten, interessanten Lanska-Lantingen, von dem sie auf Rammnitz durch Onkel Sascha bereits viel gehört, und der nun in tadellosem Civil und tadelloser Haltung ihr gegenüber stand und zu ihrem Erstaunen ihre Kleidung gar nicht zu beachten schien, sondern völlig zwanglos ausrief: „Alte liebe Heimatherrinnerungen! Niezchen suchen im Walde . . . Onkel Sascha, wie oft habe ich doch als Knabe zu

diesem Zweck den Dahlenhoffschen Forst durchstreift. Gnädiges Fräulein, ich stelle mich Ihnen für die nächsten Wochen bei dieser Beschäftigung als Ihr getreuester Ritter zur Disposition. Darf ich Ihnen aber vielleicht jetzt meinen Arm bieten und Sie zum Wagen führen, denn trotz aller Bewunderung Ihrer Kühnheit, so allein im Walde umherzustreifen, müssen mein Onkel und ich doch darauf dringen, Sie und ihre Beute unter uns'rem sich'ren Schutze nach Rammnitz zu geleiten."

Diese in scherzhaftem Tone gesprochenen Worte gaben Käthy ihre Unbefangenheit zurück.

"Ich bin ja gar nicht allein", lachte sie zu dem hübschen, schlanken Lieutenant empor, "Hilde und Mamsell Minchen und die Darthe sind auch noch da und drüben auf dem Waldweg, da steht der Sascha mit der Liniendroschke. Und meine Beute . . . Ach, da ist nicht allzu viel vorhanden, die paar Birkenriezchen, denn, aufrichtig gesagt, mache ich mir aus dem Niezchensuchen nicht viel, sondern liebe nur Alles, was damit zusammenhängt: den Wald, ein lustiges Lied, das Kutschchen und das — das Niezchencostüm." Dabei schaute die junge Dame halb schelmisch, halb verlegen an ihrem Anzuge bis zu den derben, mit Roth bespritzten Lederstiefelchen hernieder.

"Onkel Sascha", rief sie dann schnell, "es ist hübsch von Ihnen, daß Sie herüber kommen, denn es ist oft zum Sterben langweilig auf Rammnitz. Besonders dann, wenn Gerhard und Herr Hans auf der Jagd sind."

"Ja, ja," meinte Onkel Sascha, "die Jugend ist heutzutage auch ein gar anspruchsvolles Völkchen; ich erinnere mich noch aus meinen Jugendjahren, als die Garden hier durch uns're Gegend zogen, wie bunt haben wir da gelebt. Heidi! war das ein Getanze! Aber immer ohne viel Vorbereitungen und Ceremonien, immer schlankweg. . . ."

"Hilde! Hilde!" rief Käthy, welche die Geschichten des alten Barons aus der Zeit, als die Garden durchzogen, so ziemlich auswendig kannte, in den Wald

hinein: „Hilbe! Mamsell Minchen! Wo steckt Ihr denn, kommt nach Ha—u—se! Auf Wiedersehen, ich will doch nachsehen, wo die Andern bleiben.“

Damit reichte sie den beiden Herren die Hand, sprang über den Graben und verschwand im Walde.

„Brau“ (fahr zu) rief Onkel Sascha dem Kutscher zu. „Wetterhere“, schmunzelte er dann und, „hübscher Backfisch“, dachte Siegfried Lanska und lehnte sich behaglich in den Fond der Kalesche zurück.

Zwei dunkle Augen blickten letzterer nach; hinter einem Baumstamm halb verborgen stand Hilbe Rammnitz.

Jascha, der Falbe, trabte eine Viertelstunde später dem Gute zu. Käthy trieb ihn unbarmherzig zu schnellerem Laufe an; sie wurde nicht müde, von ihrem „Abenteuer“, wie sie ihre Begegnung mit dem eleganten Lanska-Lantingen nannte, zu berichten, und dazwischen jammerte Mamsell Minchen darüber, daß heute kein ganz frisches Weißbrod im Hause wäre: „Nicht einmal Kringle nicht, aber was soll man nu dabei machen, die Herrschaft liebt ebend mehr Schwarzbrod mit Butter. Ach Gott ja, wird man wohl müssen zu Abendessen Hühner schlachten, und . . .“

„So lamentiren Sie doch nicht so viel,“ rief Käthy ungeduldig, „gleich sind wir zu Hause, und dann können Sie nach Herzenslust Geflügel morden. Hallo! was ist denn das?“

Ueber das Brachfeld kam, heftig rufend und gesticulirend, in schnellem Laufe ein Weib, welches sich als die Pflegerin der Rammnitzschen Schweineherde, die Schweine-Anna erwies, bei der es, wie die Leute auf dem Hofe sagten, nicht ganz richtig im Kopfe war.

„Was willst Du?“ rief Mamsell Minchen der athemlosen Schweinemagd in lettischer Sprache zu.

„Ich wollte nur nachsehen, ob die Herrschaften auch keine giftigen Miezchen gepflückt haben.“

„Du bist nicht gescheidt,“ zürnte Käthy, „auf Rammnitz sitzt ein Husarenlieutenant, und Du hältst uns mit Deinen unnützen Fragen auf. Pascholl, Jascha!“

„Der liebe Herrgott hat eben verschiedentliche Kostgänger,“ meinte Mamsell Winchen, gleichsam die Schweinemagd entschuldigend, und faßte, da es eben wiederum mit rasender Geschwindigkeit durch eine breite Pfüge ging, aufreischend Darthe beim Arm.

Eine Stunde nach diesen Ereignissen war man auf Rammnik im sogenannten Glashause, einer lustigen, mit Blumengruppen und Gartenmöbeln decorirten Halle, versammelt. Aus dem Garten strömte der Duft der Rosen.

Siegfried Lanska hatte nun auch die Bekanntschaft der anderen Rammniker Damen gemacht. Als Hilde ihn in ihrer scheinbaren Weise begrüßte, da hatte er sie mit dem formellen: „Gnädiges Fräulein entschinnen sich meiner noch?“ angeredet, aber Onkel Sascha war dazwischen gefahren: „Was sind das für Fisematenten? habt Euch als Kinder gekannt, und daher ist gar nichts zu „begnädigen“. Das ist die Hilde und der da der Siegfried, wenn er auch lange nicht mehr der kleine Bursch ist, der er vor Jahren war, damals, als Ihr mit einander spieltet. Jetzt ist er freilich so groß und stark geworden, wie sein Namensvetter aus der alten Sage, die Du mir neulich vorlasest, Hilde, ich schlief noch dabei ein, und wachte erst zum Schluß der Geschichte auf, wie hieß sie doch . . .“

„Die Nibelungensage,“ half Hilde ein, und Frau Rita sagte sich, daß der junge Gast ihres Hauses den Helden der Sage verkörpere. Nicht ganz so reckenhaft war die schmiegsame Gestalt des Husaren, der auch in Civil die stramme militairische Haltung nicht verleugnete, aber das waren die blauen Augen eines Siegfried, die aus dem Antlitz des jungen Mannes in so kühnem Feuer strahlten, und die — Rita wußte es selber nicht, warum sie es dachte — auch gewiß treu und innig zu blicken verstanden. Die edle und reine Gesichtsförm, der helle, weiche Flaum auf der Oberlippe, unter welcher prachtvoll weiße Zähne hervorblickten, vervollkommneten das Bild Jung-Siegfrieds.

Durch die Erwähnung der Nibelungen Sage wurde das Gespräch auf Wagner gelenkt, und Lanskä versprach, im Laufe des Abends Einiges aus dem Ringe der Nibelungen vorzutragen. Er bewies durch seine obzwar nur flüchtig skizzirten Ansichten über Musik, daß er tiefes Verständniß für dieselbe besaß, und fand hierbei bei Frau Rita eine verwandte Saite.

Plaudernd saß man in bester Laune beisammen. Rita sprach lebhafter, als es sonst ihre Art war. Gewöhnlich war sie den Gästen gegenüber, die selten genug auf Rammnik einkehrten, sehr reservirt. Doch der Ton, den Lanskä anschlug, wirkte ungemein anregend. Käthy, welche sich beeilt hatte, einen Toilettenwechsel vorzunehmen, war durch den ungewohnten Besuch förmlich elektrisirt.

Frau von Lennsbach ließ sich von Prag erzählen, und nur Hilbe und Onkel Sascha, der das eine Ende seines langen grauen Backenbartes in seinen Hemdtragen gesteckt hatte, während er die andere Hälfte mit der Linken unaufhörlich glättete, wobei er mit den Augen blinzelte und den Eindruck eines schnurrenden Katers machte — schwiegen.

Die Abend Schatten neigten sich tiefer und tiefer, durch den Wald ging ein Flüstern und Seufzen, wie schweres, ängstliches Athmen eines schlummernden Kindes, welches von Spukgestalten träumt. Und spukhaft erschienen auch die Umrisse der Wachholderbüsche, die zwischen den glatten Stämmen der hohen, dunklen Tannen sich breit machten. Gerhard Rammnik und Hans Heideck lehrten von der Jagd heim, beutelos und eben deshalb früher, als anfänglich geplant worden war.

Der Studio hatte mehrere Mal gepudelt und auch Gerhard, ein sonst vortrefflicher Schütze, hatte ein paar Enten gefehlt, zur größten Mißbilligung der Jagdhündin Dina, die vergeblich im Schilf geforscht und den Fluß, der sich durch das Rammniker Gebiet zog und an dessen Ufern die Herren gejagt, nach allen

Richtungen hin durchschwommen hatte. Dina war nicht daran gewöhnt, die Kugel ihres Herrn ihr Ziel verfehlen zu sehen. Nun trittete sie hinter der Jagddroschke daher, die durch die immer mehr zunehmende Dunkelheit dem Gute zurollte. Die Cigarren der Herren leuchteten wie Johanniskwürmchen durch den Wald, aus der Niederung, an dem Flußufer ertönte der schlaftrunkene Ruf eines Wasservogels. Die Insassen des Gefährts schwiegen. Hans dachte amüsirt, daß Käthy ihn wegen seines Mißerfolgs auf der Jagd verspotten würde, und Gerhard hing, seiner Gewohnheit gemäß, seinen Gedanken nach, die ihn bald weit in eine lichte Vergangenheit führten, bald auf Dingen, welche das Gut und die ausgedehnte Wirthschaft desselben betrafen, verweilten.

Gerhard war Landwirth mit Leib und Seele; nach dem herbsten Schmerze seines Lebens, dem Verluste seiner Braut, fand er am meisten Befriedigung in der musterhaften Bewirthschaftung seines Gutes, des alten Stammesitzes der Ramuniz. Doch auch seinen früheren wissenschaftlichen Studien lag er in seinen freien Stunden ob. Er erfüllte seine Pflichten und war sich bewußt, Zoll für Zoll ein echter Edelmann und ein ganzer Mann zu sein. Er gab sich der Welt gegenüber in formvollendeter, tactvoller Weise, verharrte jedoch stets in einer gewissen kühlen Zurückhaltung, denn er gehörte zu den Menschen, welche sich ihr eigenes Ich zu reserviren pflegen, welche nicht Allen und Jedem ihr inneres Leben aufdecken. Ramuniz's inneres Leben gehörte einer Todten, da war im Herzen dieses starken, stolzen Mannes ein verborgener Schrein, in dem alles tiefe Empfinden seiner Natur verschlossen war, die kalte Hand eines todtten Mädchens hatte ein Siegel auf diesen Schrein gedrückt, gleich ihr sollte der Schatz ruhen, ewig unerhebbar. . . . Ihr Menschen, die Ihr Euch selbst zu kennen glaubt, die Ihr oft in stolzer Befriedigung und wähnend, einen Sieg über Euch errungen zu haben, Euch sagt: „Ich habe mit dem Leben abgeschlossen“, wißt Ihr nicht, daß

Ihr schwache Sterbliche seid und daß Ihr lebt? Nur das, was todt ist, ist abgeschlossen und erstorben, was lebt und athmet, verharret oft in täuschender Todesstarre, bis ein Funke die fast erloschene Gluth zu neuer Flamme entfacht, die dann mächtig, durch Leidenschaft und jäh entsprossene Wünsche geschürt, wieder emporloht, und alsdann beginnt auf's Neue der stete Kampf im menschlichen Leben: das Zweifeln und Zagen, das Streben und Ermatten, das Hoffen und Ringen, um entweder unterzugehen oder durchzubringen zu demgesteckten Ziele. Nein, so lange wir Menschen leben, so lange lebt auch in uns unser menschliches Gefühl, und dieses treibt uns dazu, Etwas zu lieben, um Etwas zu bangen, Etwas zu wünschen. . . Niemals können wir aus vollem Selbstbewußtsein sagen: Wir haben abgeschlossen mit Allem, mit der Zukunft und der Vergangenheit, mit der Welt und mit uns selber, denn kaum ward uns die Befriedigung eines Wunsches zu Theil, so steigt schon ein zweiter in uns auf. Gerhard Hamnitz glaubte nichts mehr vom Leben erwarten zu dürfen, er wünschte nur die Gegenwart so aufrecht zu erhalten, wie sie sich ihm eben bot; nach höherem ehrgeizigen Streben drängte es ihn nicht, er wußte, daß er unter seinen Standesgenossen eine geachtete Stellung einnahm und daß er von seinen Untergebenen geliebt wurde, denn, obzwar streng, war er doch gerecht und gut.

Merkwürdig, welch' ein leises Unbehagen ihn heute durchströmte! Ihm war's, als müßten in der nächsten Zeit in sein Leben Ereignisse eingreifen, welche ihn aus seiner gewohnten Bahn reißen würden.

„Bah!“ Er warf die Cigarre fort und zog die Zügel straffer an, denn der Wagen rasselte eben über die Holzbrücke, die unmittelbar vor dem das schloßähnliche Gebäude umgebenden großen Garten über den Fluß führte; dann ging es an den Bäumen, welche sich über die Gartenmauer neigten, vorüber, und nun schlugen auch die Hofhunde an.

„Onkel Sascha ist da,“ sagte Hans und deutete im

Vorüberfahren auf die Kalesche des Dahlenhöffchen, die vor dem Stalle stand.

Onkel Sascha saß im erleuchteten Saal neben Frau von Lennsbach und spielte mit der alten Dame Bezique. Frau Rita ruhte in einem der niedrigen Fauteuils, welche den großen Tisch vor dem Divan umgaben. Die Hände lässig im Schoße verschlungen, die Augen halb geschlossen, mit der blakrothen Nase im hochfrisirten dunklen Haar, und vom rosigen Schimmer des durch einen großen Schirm gedämpften Lampenlichtes umwoben, bot sie einen ungemein fesselnden Anblick. Siegfried Vanska phantasierte am Flügel über Wagner'sche Melodien. Er war Dilettant, aber kein gewöhnlicher, einzelne seiner musikalischen Leistungen streiften an das Künstlerische; weich und innig und doch frisch und keck wie Sprache und Blick des jungen Husarenlieutenants war auch sein Spiel. Nun wob sich eine Melodie aus den Klängen empor: leidenschaftlich, aber zart und schmelzend, wie ein Hauch der seligsten Liebesahnung, wie das Vorspiel eines blüthenreichen Lenzes erklang das Duett aus der „Walküre“: „Winterstürme sind vergangen.“

Käthy stand am anderen Ende des Flügels, ihre Augen glänzten, ihre Wangen glühten. „Es war zu hübsch!“ Ein wirklicher, lebendiger Lieutenant! — schade nur, er war nicht in Uniform — saß ihr gegenüber und spielte so entzückend, so hinreißend! — — Ob es Wagner oder Chopin war, das hätte Käthy nicht zu sagen vermocht, das kümmerte sie auch wenig, sie fand es nur unglaublich interessant, daß der Herr Lieutenant plötzlich da war, wie ein vom Himmel gefallener Märchenprinz.

Draußen auf der Veranda, gegen die Ranken des wilden Weins geschmiegt, stand Hilde und lauschte dem Spiel des Fremden; doch nein — ihr war Siegfried ja kein Fremder, sie hatte immer seiner gedacht, er gehörte zu den Erinnerungen ihrer Kindheit. Dunkel wanderten die Wolken am Himmel, ab und zu zuckte

ein Wetterleuchten auf, schwül und gewitterdrohend war die Nachtlust. Silbens weiße, leichte Gestalt hob sich von der Steinbalustrade und dem Rankengewirr schwach ab; als die Jagdbrosche vor der Treppe hielt und Hans erstaunt ausrief: „Wer spielt denn da? Horch nur, Gerhard, das klingt ja famos,“ da kauerte sich Silbe nur noch tiefer in die Ecke der Veranda, um nicht von den Heimgekehrten bemerkt zu werden, um nur noch einige Minuten länger ungestört den wunder-vollen Tönen lauschen zu dürfen.

Und drinnen im Saale saß Frau Rita und lauschte mit gleichem Entzücken den Klängen des herrlichen Duetts. Sie hatte in Deutschland die Walküre gehört, und während Lanska spielt, sieht sie im Geiste die Hundingshütte vor sich, das Thor derselben springt auf, und im silbernen Mondenlichte liegt die reiz-volle Landschaft vor dem jungen, sich umschlungen haltenden Paare, den Sprossen aus dem Stamme der Wälsungen, welche ihre Herzen dem Zauber der Lenznacht erschließen. Siegmund singt Sieglenden, welche er als das Weib eines ungeliebten Gatten wiederfindet, die verheißungsvolle Frühlingsbotschaft: „Winterstürme sind vergangen.“

Die Stürme des Winters haben ausgetobt, allein in zweien Menschenherzen heben Lenzstürme an, die der Liebe und Leidenschaft.

Lanska geht auf ein anderes Motiv über, und Rita hört nun den schweren, klirrenden Schritt des finst'ren Hundings, des strengen, grimmen Gatten der zarten, blonden Sieglinde. Sie erinnert sich genau jenes Abends in der Oper; sie hatte die Walküre mit Gerhard zusammen gehört, kurz nach ihrer Hochzeit, auf der Heimreise nach Livland begriffen. Damals hatte die herrliche Tonschöpfung sie mächtig erregt und sie hatte sich die Frage gestellt, was wohl schwerer zu tragen sei: einem ungeliebten Manne anzugehören, oder das Weib eines vergötterten, namenlos geliebten Gatten zu heißen und doch die Gewißheit zu haben, keine Gegen-

liebe zu genießen? Zu welcher entsetzlichen Conflicten der Seele und des Gewissens führen oft beide Fälle, wenn dann ein Anderer plötzlich vor das junge Weib hintritt, ein Siegmund in seiner strahlenden, bezwingenden Schönheit, seiner sieghaften Kraft und Heldenhaftigkeit, wenn er wirbt, wenn er fordert und fleht — — — ?

In beiden Fällen unterliegt das Weib oft der Versuchung: in dem einen treibt es die Liebe, das Erwachen des eigenen Herzens zur Verletzung der Pflichten, in dem andern Sehnsucht nach Vergessen, gekränkte Eigenliebe, der Wunsch, etwas zu thun — etwas — um den schrecklichen Gedanken: „Du liebst, und man verschmäht Deine Liebe“, zu betäuben.

„Winterstürme sind vergangen“, tönte es wieder lockend und verheißend durch den Saal — da, ein halber Accord, das Spiel verstummte — gleich Hundes schweren, klirrenden Tritten unterbrach ein fester Schritt das Liebesduett: auf der Schwelle des Saales stand Gerhard von Rammitz.

Die Herren begrüßten einander, und Gerhard bewillkommnete in seiner wortkargen, aber gewinnenden Art den jungen Freiherrn.

Das Gespräch bewegte sich bald um Jagderlebnisse, und Rita, die plötzlich wieder schweigsam geworden war, erhob sich nach kurzer Zeit und schritt aus dem Saal, um in den Wirthschaftsräumen Mamsell München einige Anweisungen zu ertheilen. Die Musik hatte sie mächtig erregt, ihr war's, als wäre ein Vorhang vor ihrer Seele niedergelassen worden, als wäre sie erst heute so recht zum vollsten, schmerzlichsten Bewußtsein gelangt, daß sie eine unglückliche Frau sei.

Als sie die Schwelle überschritten, wandte sie den Kopf und maß die Gestalten ihres Mannes und des blonden Husaren, die im Lichtkreis standen. Da begegnete sie Laska's Blick und derselbe mußte in dem ihren klar gelesen haben, denn in dem seinen prägten sich Mitleid und Bewunderung aus. Frau Rita erglühte und beschleunigte ihre Schritte. „Auch das noch,“ rief es in

ihr, „Mitleid!“ War denn das Unglück ihrer Ehe wirklich so offenbar, daß man aus ihrer gedrückten Stimmung, aus ihrem Wesen und Gebahren so deutlich heraus zu lesen vermochte, wie es um sie und Gerhard stand? Was den Bekannten und Freunden als kein Geheimniß galt, mußten auch Fremde es sofort wahrnehmen? Auch Lanska würde gleich den Anderen sagen: „Armer Gerhard, diese Frau ist zu unbedeutend für Dich, zu geistlos.“

Nita richtete ihren Kopf unwillkürlich stolzer empor, und heiß und trotzig rief es in ihr:

„Einmal will ich ich selbst sein! Fort mit der Apathie gegen Alles, was umher vorgeht, fort mit der Fessel, welche mit unnatürlichem Druck auf mir gelastet, fort mit der müden Gelassenheit, mit der ich es geduldet, daß man mich, das lebende Abbild meiner Schwester, als einen todten Gegenstand betrachtet. Ich — ich will endlich leben!“ Eine Fluth von Empfindungen wogte in dem Hirn dieser jungen Frau, es war, als ob dieselben wie ein jäher Strom aus einer neu erschlossenen Quelle hervorbrachen. Das Erscheinen Siegfried Lanska's war Nita wie ein Gruß aus einer fernen Welt, denn im Ganzen war das Leben auf Rammniz monoton. Gerhard hatte nach und nach fast allen intimeren Verkehr mit der Nachbarschaft abgebrochen und Nita sich immer mehr und mehr in sich selbst zurückgezogen. Frau v. Lennsbach sprach am liebsten von der Vergangenheit und bedauerte im Stillen, daß ihre geistreichen Reminiscenzen ein so kleines Publicum fanden, und Käthy war noch zu unreif und gab sich auch keine Mühe, ihre Schwester, welche sie für stolz und unnahbar erklärte, näher kennen zu lernen. So war Hilde die Einzige, welche, trotz ihrer Jugend, ahnte, was sich hinter der kalten, gleichgiltigen Miene ihrer Schwägerin verbarg, doch, selbst ein scheuer Charakter, fürchtete sie, durch tieferes Eindringen in Nitas Seelenleben letztere zu verletzen; sie fühlte auch, daß Nita nicht glücklich war, und wollte den Schleier, den die

junge Frau vor ihre Gedanken und Empfindungen gezogen, nicht heben. Das Zartgefühl, welches einer jeden echten Frau angeboren ist, sagte ihr, daß ein Unglück noch ertragen und verwunden werden kann, so lange man sich über dasselbe nicht ausspricht, so lange nicht die eigenen Worte die Sache in uns'ren Augen noch verschlimmern. Wie oft redet man sich in falsche Vorstellungen hinein, und die Phantasie wird dann zu einem Vergrößerungsglase, welches uns das Leid der Seele in den verschiedensten Variationen vorspiegelt. Ein arabisches Sprichwort sagt: „Hast Du ein Wort ausgesprochen, so beherrscht es Dich, vorher beherrschtest Du das Wort.“ Es schien, als hätte heute Abend eine unsichtbare Macht die Worte aus Ritas Munde hervorgezaubert; war es wirklich derselbe ernste, festgeschlossene Mund, der so reizend zu lächeln und zu plaudern verstand?

Die Fenster des Speisesaales ließen die schwüle Nachtluft hereinströmen, auf dem kleinen Marmortischchen, an welchem Hilde den Thee bereitete, sumimte die Theemaschine und durch das Gemach schwirrte eine animirte, bald heitere, bald ernste Dinge berührende Unterhaltung. Hauptsächlich waren es Frau von Lennsbach, Rita und Lanskä, welche sich an derselben theilnahmen. Onkel Sascha führte mit Gerhard ein eingehendes Gespräch über Bretterverkauf, und Gerhard gab zu Allem, was Onkel Sascha vorbrachte, durch Monosyllaben seine Zustimmung. Seine Augen hingen an Rita, was Frau von Lennsbach veranlaßte, ihm halblaut zuzulüftern: „Nicht wahr, liebster Gerhard, ganz wie uns're Karin? dieses Lächeln, und wie ihre Wangen glühen.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Sie nannten Genf, Herr von Lanskä? Wieviel Erinnerungen erweckt dieser Name in mir; der See, der Gefangene von Chillon, die Alpen — — mon Dieu, hier zu Lande giebt es ja gar keine Berge; hole doch die Genfer Ansichten aus meinem Zimmer, liebe Kužo.“

Käthy, die nur zerstreut der Beschreibung eines Farben-

Commerces, welche Hans Heideck ihr lieferte, tauschte, brachte, froh der Unterbrechung, die verlangten Photographien, und wechselte bei dieser Gelegenheit ihren Platz. Hans schaute ihr etwas erstaunt nach, widmete sich jedoch dann mit der größten, ihm zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit Hilden, ihr von den Ausgrabungen, die er einmal in einem Hünnengrabe gemacht, erzählend. Er war Mitglied einer archäologischen Gesellschaft und kannte Hildens Interesse für Alterthümer.

Frau von Lennsbach hatte indessen in Gedanken bereits die Alpen erstiegen, sprach von Edelweiß und Gemsjagden und meinte zum Schlusse:

„Nach den pittoresken ausländischen Gegenden muß es Ihnen bei uns nicht gefallen, mein lieber Herr von Lanska?“

„Sie vergessen, gnädige Frau,“ erwiderte der Gefragte warm, „daß die baltischen Provinzen die Heimath meiner verstorbenen Mutter sind, und mir daher seit meiner Kindheit vertraut, denn meine Mutter, welche sich ihre Heimathstreue auch auf unsrer Besizung in Oesterreich bewahrt hatte, lehrte mich Livlands Tannenwälder, die Meereswogen, die es umspülen, die Gegenden, die es bedecken, die Lieder, die hier gesungen werden, und die Bewohner der baltischen Lande lieben.“

Hildens Augen leuchteten auf; sie war eine kleine Idealistin und es hatte sie im Stillen oft verlezt, wenn Frau von Lennsbach sich über altmodische Sitten und Gebräuche, über kleinstädtische Ansichten und Gewohnheiten, die man noch vielfach in den Ostseeprovinzen findet, moquirte.

„Sie haben eine Besizung in Oesterreich, Herr Lieutenant?“ rief Käthy lebhaft, „ach, bitte, erzählen Sie uns von derselben, vielleicht sind wir gar einmal da vorübergefahren, denn in Oesterreich waren wir auch. Ach Gott, ja, wir sind eben weitgereiste Leute, und ich wollte, wir setzten uns einmal zur Ruhe!“

Diesen Wunsch äußerte das kleine Fräulein in so

kläglichem Tone und mit einer so tragischen Miene, daß Alle unwillkürlich in Lachen ausbrachen.

„Unsere Besitzung,“ erwiderte Lanska, „ist eigentlich nur eine von meinem Vater erbaute Villa, am Fuße eines Hochwaldes gelegen, und Sie wissen, gnädiges Fräulein, daß sich von Neubauten nicht viel berichten läßt. Weit interessanter sind die alten, noch aus der Ritterzeit stammenden Schlösser oder auch die Ruinen derselben, wie z. B. diejenigen der Ermburg auf dem Gebiete meines Onkels; das alte Gemäuer ist das Interessanteste, was Dahlenhof aufzuweisen hat.“

„Auch Sie, Herr Lieutenant, — auch Du, Brutus,“ versetzte Käthy in komischer Verzweiflung, „auch Sie lieben die greulichen Spuknester, in denen es um Mitternacht umgehen soll. Wir haben bei uns zu Lande so entsetzlich viel Geistergeschichten, welche sich auf alte Schlösser beziehen, eine immer schauerlicher als die and're. Ich begreife nicht, wie Hilde sich für so etwas begeistern kann, sie schwört nämlich nicht höher als wie auf alte Ruinen.“

„Da begegnen sich uns're Interessen,“ sagte, sich leicht gegen Hilde verbeugend, der junge Husarenlieutenant, „auch ich hege große Sympathie für die Ueberreste des Mittelalters, überhaupt für Historik.“ Und dann, sich zu Rita wendend, frug er: „Und Sie, gnädige Frau, theilen Sie den Geschmack Ihrer Schwester, halten Sie es auch mit dem „sich zur Ruhe setzen“ oder ziehen Sie das Reisen vor?“

„Ich,“ entgegnete Rita, „finde das Reisen köstlich, vorausgesetzt, daß man den lästigen Etiquettenzwang, den so Manche neben unzähligen unnützen Gepäcstückchen mit auf die Reise nehmen, abschüttelt, und daß man das Reisen nicht wie das Studiren eines Conversationslexicons betrachtet, dessen Inhalt wir in uns aufnehmen, um ihn nachher im Salon zu verwerthen. Ich meine, die tiefsten Eindrücke, die man auf Reisen empfängt, sind die, welche nicht vorher im Bäderer annouciert sind, sondern die, ohne daß wir besonders

nach ihnen suchen und haschen, sich uns'ren Herzen einprägen. Und diese Eindrücke müßten auch nicht, während man streng das Rundreisebillet vergleicht, den staunenden Ohren daheim ausgeplaudert werden, sondern sie müssen in uns schlummern, bis, wie Heine sagt: „der rechte Ort und die rechte Stunde gekommen ist,“ wo dann diese köstlichen Schätze uns'rer Seele in uns erwachen und sich auf uns're Lippen drängen. Und mit farbenreichen, stimmungsvollen Erinnerungen müßte, so denke ich, ein Jeder gern in seine Heimath zurückkehren, denn an der Scholle, auf der man geboren ist, hängt man, bewußt oder unbewußt.“

„Wie wunderhübsch ist diese Frau,“ dachte Laska, als Rita mit blitzenden Augen schloß. Ein heiß aufwallendes Gefühl durchbebt ihn, und wie ein Nitzton berührte ihn Frau von Lennsbach's etwas pikirte Bemerkung: „Damit hält es ein Jeder, wie er es mag, ma chère, ich ziehe das Reisen vor, das Stillsitzen auf einem Fleck ist ein Verdummungssystem.“

Onkel Sascha mahnte zum Aufbruch; die Gäste nahmen Abschied, und als Siegfried an der Seite seines Onkels durch den Wald fuhr, durch den eben ein Windstoß ging, der Vorbote eines Gewitters, da dachte er an Rammnitz und seine Bewohner. „Unbegreiflicher Mensch, dieser Gerhard,“ murmelte er vor sich hin, und dann zogen einige Strophen aus dem Text der Walüre durch seinen Sinn:

„Wie der Schein so hehr
Das Herz mir sengt,
Ist es der Blick
Der blühenden Frau,
Den, dort hastend,
Sie hinter sich ließ,
Als aus dem Saal sie schied.

Und während Onkel und Nefte dem heimischen Gute zustrebten, hüllte sich Schloß Rammnitz in nächtliches Schweigen. Alles schien zu schlafen, nur aus den im zweiten Stockwerk gelegenen Gemächern des Hausherrn

und der Hausfrau fiel matter Lichtschimmer auf den dunklen Hof, auf welchem die Hängebirken gewaltig rauschten und die Syringenbüsche sich zitternd auseinanderbogen.

Gerhard Rammnik saß vor seinem großen geschnitzten Schreibtische und sah Rechnungen durch; doch oftmals erhob er den Blick von den Zahlen und ließ ihn auf dem Cabinetportrait seiner Frau ruhen, welches während seiner kurzen Bräutigamszeit angefertigt worden war und mit reinen, mädchenhaften Zügen ihn aus dem Marmorständer anschaute. Und dann verglich Gerhard unwillkürlich den stillen, leidenschaftslosen, ja kalten Ausdruck des Bildes mit den lebhaften, geistprühenden Blicken, die Rita heute Abend zur Schau getragen. Sonderbar, zum ersten Mal während seiner einjährigen Ehe dachte er über Charakter und Wesen seiner Frau nach, und Karins Bild trat momentan in den Hintergrund. Mit einer beinah heftigen Bewegung schob er dann den Stoß Rechnungen von sich und begann langsam auf dem weichen Teppich des Gemaches, welches sich durch eine gewisse elegante Einfachheit auszeichnete, auf und ab zu schreiten. Seine Schritte drangen gedämpft bis in Ritas nebenanliegendes Schlafgemach. Die junge Frau ruhte wachend in den Kissen, vor ihr auf der Bettdecke lag ein aufgeschlagenes Buch, welches sie bei Seite geworfen hatte. Den Ellenbogen aufgestützt und die Hand an die schmale Schläfe gedrückt, schaute sie träumerisch in die Flamme der Lampe auf dem Betttischchen. Horch! Der Wind warf sich aufheulend gegen die leise klirrenden Fensterscheiben. Ein dumpfer, ferner Hall, das erste Grollen des Donners ertönte, das Gewitter zog heran. Und mit dem rollenden Schläge erhebt sich die junge Frau, wirft hastig ihr Morgenkleid über, streift die gestickten Lederpantöffelchen über die kleinen nackten Füße, drückt beide Hände gegen ihr pochendes Herz und lauscht dem Toben des Gewittersturmes. Und in ihrer Seele bricht entseßelt ein Sturm los — — wirre Erinnerungen und

Empfindungen drängen sich durcheinander und aus diesem Chaos von Gefühlen ringt sich nur immer wieder der eine trostlose Gedanke empor, das schreckliche Bewußtsein: „Gerhard liebt mich nicht.“

Und Rita vermag sich kaum Rechenschaft zu geben, warum sie heute Vergangenes herausbeschwört; was treibt sie dazu, die mühsam niedergekämpften Empfindungen aufzuwühlen, zu schwelgen in qualvoller Erinnerung und in grausamem Schmerz den Dolch in der Wunde umzudrehen? Waren es die wundervollen Melodien, war es das Erscheinen des fremden, blonden Lieutenants, dessen verwegene und doch so treue Augen in den Falten ihrer Seele gelesen hatten? Und Rita erröthet heiß bei diesem Gedanken. Ja, sie ist eine ungeliebte, verschmähte Frau, welche ein Mann, einem egoistischen, psychologisch räthselhaften Zuge folgend, an sich gerissen hatte, willkürlich ein Wesen, das er nicht liebte, an sein Dasein kettend. Und seit der Stunde, da Rita wußte, welche Gründe Gerhard Kammnitz zu einer Verbindung mit ihr bewogen hatten, seit der Stunde hatte sie zuerst gemeint, ihn zu hassen, — doch bald standen sich Haß und Liebe, diese beiden elementaren Gewalten, in stetem Kampfe gegenüber, und doch schienen sie zu schlummern unter der Maske eifriger Ruhe und Zurückhaltung, welche die junge Frau angelegt. Es fiel ihr nicht allzu schwer, denn sie war es seit ihrer frühen Kindheit gewohnt, ihren Gefühlen Zwang aufzuerlegen. Von der Mutter zurückgesetzt, war sie still und verschlossen geworden. Sie hatte stets zwei Leben in sich getragen: das eine hatte sie oberflächlich mit der Welt verbunden, das andere sich auf ein reiches Gemüth, welches alle Eindrücke, die es sympathisch berührten, in sich aufnahm und dort Wurzeln schlagen und Blüten treiben ließ, concentrirt.

Alein bis zur Stunde war es noch Niemandem eingefallen, diese Blüten zu brechen. Der tiefste Keim in Ritas Herzen war jedoch ihre Liebe zu Gerhard

Rammnitz. Sie hatte ihn bereits dann geliebt, als sie ihn als Primaner mit ihren Bettern verkehren sah, und diese Liebe wuchs, als er, ein flotter, schmucker Student, auf den Ballen, die im Hause ihrer Mutter stattfanden und auf welchen Karin als Ballkönigin glänzte, erschienen war. Sie, der scheue, schwächliche Backfisch, durfte nur hin und wieder am Tanze theilnehmen, und wie sehr hatte ihr kleines Herz gepocht, wenn Gerhard sie bisweilen zu einer Tour engagirte. Und dann — sie hatte gerade den Confirmationsunterricht besucht, hatte Gerhard sich mit Karin verlobt, und sie hatte die kaum erblühte, jungfräuliche Liebe zu vergessen gestrebt, denn Gerhard gehörte nun ihrer Schwester und war auf ewig für sie verloren. Niemand, der Rita sah, hätte vermuthet, daß das stille Mädchen mit dem weltverlorenen Ausdruck in den dunklen Augen, daß es bereits seinen Sieg über sein Herz errungen hatte. Dann starb Karin, und Rita, die im Grunde der geistreichen, gefeierten Schwester nie besonders nahe gestanden, weinte ihr dennoch heiße Thränen nach, und der Gedanke, daß Gerhard nun frei wäre, und daß durch diesen Umstand für sie ein Hoffnungschimmer erglommen sei, stieg damals nicht in ihr auf. Erst viel später, als Gerhard die Rennsbachs im Auslande aufgesucht und sich ihnen angeschlossen hatte, erst dann war ihr eine leise Vorahnung der möglichen Erfüllung ihrer begrabenen Wünsche gekommen. Und unter dem Himmel Italiens, dem Lande der Sonne und der Liebe, erneuten sich in der Seele des nun gereiften Mädchens die alten, traurig süßen Träume, das erstorbene Sehnen und Verlangen. Warum erzitterte Rita, wenn sie fühlte, daß Gerhards Auge schwermüthig auf ihr ruhte? Sie wußte, daß sie ihrer Schwester glich, aber weshalb konnte Gerhard denn nicht auch um ihrer selbst willen ihre Nähe suchen? So verbrachte sie eine Zeit, die für sie ebenso beseligend, als qualvoll war, bis ihre Mutter sie eines Tages zu sich beschied und ihr eröffnete, daß Gerhard Rammnitz

um sie geworben. Der gleichsam erstaunte Tonfall, in welchem Frau von Lennsbach ihrer Tochter diese Mittheilung machte, ließ letztere leicht errathen, wie ihre Mutter über diese Angelegenheit dachte. Und doch — trotz der Bitterkeit, welche in Rita gegen die Mutter, die ihre Liebe so ungleich zwischen ihren Kindern vertheilt hatte, aufstieg, durchzuckte sie eine überwältigende, namenlose Seligkeit. Sie würde Gerhards Weib werden, würde ihm angehören, dem Einzigen, den es für sie gab auf der weiten Welt, den sie liebte, seit sie denken gelernt.

Und um dieser Seligkeit willen verzieh sie auch der Mutter die kalte, geschäftsmäßige Art, mit welcher die durch Gerhards Werbung überraschte Dame die zarte Angelegenheit behandelte. Da gab es keine Thränen, keine Segenswünsche, keine warmen Worte, die eine Mutter in solch' entscheidender Stunde für ihr Kind hat. Frau von Lennsbach war es gewohnt, bei Rita fast nie einem Widerspruch zu begegnen. Ein solcher wäre übrigens im vorliegenden Fall in ihren Augen unglaublich gewesen, denn wie durfte wohl ein unbedeutendes, talentloses Mädchen wie Rita einen Bewerber wie Gerhard Rammnitz, einen Mann, dem Karin ihre Liebe geschenkt hatte, ausschlagen?

Und Rita sagte ein jubelndes „Ja“, sie war überzeugt, daß Gerhard sie um ihrer selbst willen gewählt hatte. Die Mama hatte freilich nichts von Liebe betont, — „doch“, so sagte sich Rita, „wenn Gerhard sie nicht liebte, welche Motive konnten ihn sonst dazu verleitet haben, ihr seine Hand zu bieten?“

Karin schlummerte schon seit zwei Jahren in kühler Erde und Gerhard zählte erst sechsundzwanzig Jahr. Sein erster Liebestraum war begraben, allein in dem Alter, in dem er stand, spricht das Herz wohl zum zweiten Mal. Von Liebe ließ Rammnitz seiner Braut gegenüber zwar nichts verlauten, er behandelte sie mit der ihm eigenen Ritterlichkeit, mit der er allen Frauen zu begegnen pflegte, und dann trennte sich das Braut-

paar auch bald, um sich erst am Tage vor der Hochzeit wiederzusehen.

Dampfer rollt der Donner, näher zieht das Unwetter; die junge Frau im leichten Gewande erschauert, allein, die Stirn gegen die Scheiben gepreßt, verharret sie dennoch am Fenster. Was kümmert sie das Gewitter, ihre Erinnerungen weilen beim schwersten Tage ihres Lebens, bei ihrem Hochzeitstage. Die stille Trauung war vorüber, und die junge Frau kam im Reiseanzuge aus ihrem Zimmer. Langsam schritt sie durch die Gemächer, das Herz voll der schönsten, seligsten Hoffnungen. Welch' ein demüthig liebendes Weib wollte sie Gerhard sein; sie kam sich beinah unwürdig vor, seine Liebe zu besitzen, ihm unebenbürtig erschien sie sich. Aber welche Mühe wollte sie sich geben, um ihren Mann zu verstehen, um ihm auf den Bahnen, welche sein Geist wählte, zu folgen. Um seinen ernsten, verschlossenen Mund wollte sie ein Lächeln zaubern, seine Augen sollten aufleuchten im Bewußtsein, ein liebendes Weib sein zu nennen. Und Rita war es zu Sinn, als müßte sie einen Jubelschrei unterdrücken: sie — sie war nun seit einer Stunde Gerhards angetrautes Weib und keine Macht der Erde konnte sie von ihm trennen, konnte sie ihres Glückes berauben.

Mit einem glücklichen Lächeln betrat sie das Zimmer ihrer Mutter, die sich gleich nach der Trauung zurückgezogen hatte.

Frau von Lennsbach saß in ihrem Trauerkleide, — sie hatte die Trauer um Karin auch nicht zur Trauung ihrer zweiten Tochter abgelegt — in müder, gebrochener Haltung in der Sophaecke und hielt ihr Taschentuch gegen die Augen gedrückt. Betroffen über den Anblick der Weinenden zögerte Rita secundenlang, ehe sie näher trat, dann jedoch kniete sie neben der Mutter nieder und bat mit überströmendem Gefühl: „Weine nicht, Mama, ich weiß es ja, in Dir ist heute die Erinnerung an Karin lebendiger denn je; Dir war es nicht vergönnt, Karin im Brautkranze zu sehen, doch sie schaut auf uns

hernieder, liebe Mama, und sie segnet gewiß die Schwester, der Gerhards Liebe . . .“

„Gerhards Liebe?“ fuhr Frau von Lennsbach empor, und die Hand mit dem Taschentuch sank von dem thränennassen Antlitz in den Schoß. „Gerhards Liebe gehört nach wie vor Karin; meinst Du etwa, ihn gefesselt zu haben? Karins Ebenbild hat er in Dir beigeht, weiter nichts. Ein Mann, der eine Karin geliebt, kann nie mehr in den Bann einer anderen Neigung gelangen; ich weiß, daß dem so ist, ich habe Beweise . . .“

Wie entgeistert starrte Rita ihre Mutter an, welche in höchster Erregung fortfuhr: „Als ich Dich am Altare stehen sah, auf dem Plage, den meine Karin einnehmen sollte, da empfand mein Mutterherz um das Doppelte die Qual seines erlittenen Verlustes; ich liebe meine Kinder, Dieu le sait, ich bin ihnen eine aufopfernde Mutter“ — Frau von Lennsbach fuhr sich nervös mit dem Batisttaschentuch über die Stirn und redete sich immer mehr in einen höheren Grad der Aufregung hinein — „Karin wurde mir durch den Tod entrissen und Dich, mein Kind, werde ich unglücklich sehen. Ich wußte es längst, Ihr, Du und Gerhard, paßt nicht zu einander. Eben verließ mich Dein Mann. „Mögen Sie glücklich werden,“ sagte ich, denn ich wünsche ihm das Beste, weil Karin ihn geliebt hat, „mögen Sie glücklich werden, je vous ai prevenu. . .“ „Beruhigen Sie sich, Mama,“ erwiderte er, „ich wiederhole es Ihnen, daß ich von Rita nicht Liebe verlange, da ich ihr selbst keine zu bieten vermag, denn meine Liebe gehört nach wie vor Karin.“

Die letzten Worte ihres Schwiegersohnes wiederholte die alte Dame mit erhobener, fast triumphirend klingender Stimme. Die junge Frau in der dunklen Reisetoylette erhob sich langsam aus ihrer knienden Stellung, sie war gleichsam erstarrt, sie vermochte kaum den Sinn des eben Vernommenen zu fassen.

„Komm in meine Arme, unglückliches Kind,“ rief,

die Leichenblässe, welche das Antlitz ihrer Tochter bedeckte, wahrnehmend, Frau von Lennsbach, allein Rita rührte sich nicht, um dieser ungewöhnlichen mütterlichen Aufforderung nachzukommen; es war ein dem Hasse ähnliches Gefühl, welches gegen ihre Mutter und gegen ihren Mann in ihr aufwallte, und das doch betäubt wurde durch die furchtbare Gewißheit, daß Gerhard sie nicht liebe.

Sie gewann kaum Zeit, sich einigermaßen zu fassen, denn letzterer trat ein, mit der Nachricht, daß der Wagen, der das junge Ehepaar zum Bahnhof bringen sollte, harre. Halb bewußtlos nahm Rita von den Ihrigen Abschied, und während Frau von Lennsbach in Thränen aufgelöst war, schien sie wie zu Stein erstarrt. So schwankte sie am Arme ihres Mannes wie eine Schwererkrankte zum Wagen, und als sie ihr Auge zum Fenster, aus welchem ihre Mutter den Scheidenden Grüße nachwinkte, erhob, da war ihr Blick todtmüde und erloschen. Und nun gedenkt die einsame Frau jener Worte, die sie an ihrem Hochzeitstage im Eisenbahn-coupe gesprochen, und sie weiß jetzt nicht, woher sie damals die Ruhe dazu genommen. Sie hatte ihrem Manne gesagt, daß sie ihre Ehe vollkommen von dem Standpunkte auffasse, von welchem er dieselbe eingegangen sei. Da sie beide auf Liebe keine Ansprüche erhöben, so gliche ihr Verhältniß zu einander einem Contract, den zwei gute Freunde geschlossen hätten. Sie habe eingewilligt, in seiner Nähe, unter einem Dache mit ihm zu leben und seinen Namen zu tragen, dafür verlange sie von ihm, daß er sie ihren Neigungen und Gewohnheiten überließe und denselben in keiner Weise entgegenstände.

Gerhard hatte seine Frau zuerst erstaunt angeblickt, dann aber, sich eingestehend, daß er sie ja nicht aus Liebe geheirathet, ihr zugestimmt. Doch waren er und sie nicht das, was man gute Freunde zu nennen pflegt, denn sie verkehrten fast gar nicht mit einander, stumm gingen sie neben einander her, sich stets mit der aus-

gezeichneten Höflichkeit belegend, sich jedoch geistig um keinen Schritt nähernd.

„Meine Schwiegermutter hatte Recht,“ wiederholte sich Gerhard, und Rita empfand die erlittene Demüthigung viel zu tief, um dem Manne, der sie wie einen leblosen Gegenstand an sich gefesselt hatte, die Hand zu bieten und zu sagen: „Versuche es, mich kennen und lieben zu lernen.“

In ihrem ersten Schmerze, ihrer herbsten Enttäuschung war sie versucht gewesen, ihm die glühendsten Anschuldigungen, daß er sie betrogen, in's Gesicht zu schleudern, und auf sofortige Scheidung zu dringen, doch dann mußte sie sich sagen, daß Gerhard ihr darauf beweisen dürfte, daß er ihr niemals von Liebe gesprochen, folglich auch kein Betrug seinerseits stattgefunden habe, und dann hätte sie ja auch ihm ihre Liebe gestehen müssen, wenn sie ihm Mangel an Gegenliebe vorwarf, und — „lieber tausendmal sterben, als Gerhard mein Herz verrathen,“ dachte Rita, preßte die Lippen zusammen und schwieg und lebte fort an der Seite eines Mannes, den sie unsäglich liebte und den sie doch dazwischen zu hassen glaubte.

Sonderbarer Widerspruch in der Natur des Menschen und besonders in derjenigen einer Frau. Sie wird dem, den sie liebt, mit Wollust einen Schmerz bereiten, wird ihn quälen und peinigen, während es in ihrem Herzen schluchzt: „Ich liebe — liebe Dich“ — — und obgleich sie demjenigen, den sie verwundet, am liebsten zu Füßen fallen möchte.

Aber am schwersten leidet und verzeiht ein Weib, das sich, wo es liebt, wo es bereit ist, sein eigenes Selbst hinzugeben, das sich da verschmährt und zurückgestoßen sieht. Und wenn die Zeit auch lindernd über die Wunden des verletzten Stolzes schreitet, so kommen doch Momente, wo das gequälte Herz aufschreit, wo es nur die eine Empfindung, um die es unsäglich gelitten, festhält.

Es gab Stunden, wo Rita ihrer ganzen Selbstbe-

herrschaft bedurfte, um nicht über Gerhard, der so unentwegt ruhig und verschlossen war und der keine Miene machte, sich ihr zu nähern, den ganzen Strom ihres gekränkten, leidenschaftlichen Gefühls ergehen zu lassen. Doch ihre ungemeine Willenskraft und ihr hochherziger Sinn trugen stets den Sieg davon. Heute aber, in der Sturmesnacht, steht ihre Vergangenheit vor ihr. „So jung bin ich noch,“ murmelt sie, „ich will Verständniß, will Liebe — Sonnenschein . . .“

Ein Blickstrahl zuckt grell auf, ein Schlag, der das Haus erbeben macht, folgt. Mit weitgeöffneten Augen starrt Rita in das Toben und Blitzen. Da ertönt ein Pochen an ihrer Zimmerthür.

„Rita, bist Du noch wach?“ erklingt Gerhards Frage.

„Ja,“ erwidert sie mit halb erstickter Stimme, und setzt dann hastig hinzu: „bitte, bemühe Dich nicht, ich leide nicht an Gewitterfurcht und werde ungestört schlafen können. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ ertönt es kurz. Dann hört die junge Frau, die zitternd und fröstelnd ihr Lager aufsucht, wie ihr Mann in den ersten Stock hinabsteigt, um die Leute zu wecken.

In einer Ecke ~~des~~ weitläufigen Gutshofes von Ramnitz befand sich ein kleiner, wilder Park, der, hinter einem der Gemüsegärten beginnend, sich bis zur Landstraße erstreckte. Ein aus rohen Stämmen gezimmelter Zaun schnitt die Baumgruppen von letzterer ab, die Hängebirken neigten ihre leise flüsternden Zweige über die Umfriedung und die Linden streuten ihre Blüten auf die staubige Landstraße. Niemand besuchte den wilden Park, außer etwa dem alten Puff, der ab und zu dort umherstrich, mit seiner Schnauze die herabgefallenen Blätter aufwühlte, und Betrachtungen über das Hundebasein anstellte. Doch an einem köstlichen, sonnigen Nachmittage schimmerte ein helles Kleid durch die Büsche und Baumstämme und eine zierliche Gestalt nahte sich dem Zaune; ein Sprung, — eine leichte Nachhilfe mit der Hand und da saß Fräulein Käthy

von Lennsbach auf dem obersten Querbalken des Zaunes und umschlang mit dem linken Arme den Pfosten. Da saß sie und schaute auf die Landstraße hinaus, als erwarte sie Jemanden. Ungebuldig schweiften ihre Blicke bald nach den Wolken, bald geradeaus über die Felder; doch immer wieder kehrten sie zu dem Kreuzweg zurück, zu der Stelle, wo der Wegweiser stand, auf dem deutlich zu lesen war: „Nach Dahlenhof.“

Dann bröckelte Käthy ein Stück Lannenrinde ab und nun stieß sie einen leichten Schrei aus, denn der Balken, der ihr als Sitz diente, schwankte, und plötzlich saß Hans Heideck neben ihr rittlings auf dem Zaune.

„Herr Heideck?“

„Sie wünschen, gnädiges Fräulein?“

„Ich finde es anmaßend und — und“ — Käthy suchte nach einer Bezeichnung — „nicht cavaliermäßig, Jemandem, der die Einsamkeit sucht, seine Gesellschaft aufzudrängen.“

„Sie sind aber doch sehr gern in meiner Gesellschaft“, versetzte Hans seelenruhig und schob den grünen Deckel ein wenig aus der Stirn. Seinen Kneifer, durch welchen ein Paar kurzsichtige, aber intelligente braungraue Augen hervorblitzten, auf der leichtgebogenen Nase zurechtrückend, zog er ein Portecigarre aus mattem Silber, welches mit den eingravirten Namenszügen der Fuchs, deren Oldermann Hans gewesen, bedeckt war, hervor und zündete sich eine Papyros an. Letztere zwischen den schmalen, energisch geformten Lippen balancirend, blickte er lächelnd, wie Käthy sich jedoch empört sagte: „impertinent“ auf sein Vis-à-vis. Käthy konnte es nicht begreifen, wie sie bisher Hans Heideck hatte interessant finden können. Er hatte ihr noch vor Kurzem außerordentlich gut gefallen; erstens war er brünett, mit einem schmalen, zierlichen Schnurrbärtchen, zweitens war er lustig, gewandt und unterhaltend und sein überlegener Humor hatte sie zu neckischem Widerspruch gereizt. Aber trotz aller dieser Vorzüge kam er doch noch lange nicht einem österreichischen Lieutenant

gleich. Als ob Hans diese Gedanken errathen hätte, nahm er das Gespräch bei dem Gegenstand derselben auf: „Wissen Sie, Fräulein Käthy“, begann er, „dieses „Kampfmotiv“, um mit Wagner, den Sie ja in letzter Zeit zu Ihrem Liebling erkoren haben, zu sprechen, dieses Kampfmotiv bin ich an Ihnen schon gewohnt, allein ich muß aufrichtig gestehen, daß mir die Tonart, welche Sie früher anschlagen, weit besser gefiel. Eine zu nervöse Note vibriert in der neuen Variation. Sie müssen mir, als einem angehenden Arzte, der im nächsten Herbst sein Schlußexamen macht, einige Kenntniß des menschlichen Organismus zugehen. Ich habe Sie beobachtet, mein Fräulein“, eine leichte Verneigung begleitete dieses Zugeständniß, „und meine Diagnose gestellt. Sie sind verliebt, mein gnädiges Fräulein.“ Hans Heideck warf seine halb ausgerauchte Pappros in's Gras und weidete sich an der Wirkung seiner Behauptung.

Käthy war sprachlos.

„Erlauben Sie mir Ihren Puls, mein gnädiges Fräulein, ganz recht, ich habe mich nicht getäuscht. Und nun gestatten Sie mir, Ihnen meine weiteren logischen Schlüsse zu entwickeln.“

„Sie — Sie sind abscheulich,“ rang es sich ruckweise von Käthys Lippen, und die junge Dame machte Miene, das unerquickliche tête-à-tête zu beenden, doch — o Schicksalsstücke, die Quasten der dunkelblauen Seidenschur, welche die Seitenbahnen ihres hellblauen leichten Sommerkleides zusammenhielt, hatten sich um einen knorrigen Aststummel des Zaunpfostens geschlungen und sich dermaßen in die Holzspalte geklemmt, daß es einiger Mühe bedurfte, sie zu lösen. Und während Käthy ungeduldig an den Schnüren zerrte, fuhr der unererschütterliche Logiker fort:

„Es geht eben nichts über Logik, gnädiges Fräulein, ihr verdanke ich meine vollständige Orientirung über Ihren Herzenszustand. Sie sind, wie gesagt, verliebt,

und der Gegenstand Ihres vorübergehenden Interesses ist Siegfried von Lanska-Lantingen."

"Das ist nicht wahr," versuchte sich Käthy zu vertheidigen, "ich begreife überhaupt nicht, mein Herr, wie Sie es wagen . . ."

"Pardon, mein Fräulein, ich bin Arzt, und einem solchen ist es in hohem Grade interessant, die Vorgänge in der menschlichen Seele zu beobachten, denn nicht selten zieht der Arzt aus, ein körperliches Leiden zu bekriegen, und — siehe da, sein Gegner entpuppt sich als ein krankhafter Seelenzustand, dessen Einfluß auf den Körper natürlich eine schädliche Wirkung ausübt und . . ."

"Wenn Sie bloß deshalb hierher gekommen sind, um mir ein Colleg zu halten, so — —" die widerspenstige Quaste widerstand noch immer den schlanken Fingern, die eifrig an ihr nestelten, und der junge Student verrieth keine Lust dazu, den Alexander zu spielen. Unbeirrt fuhr er fort: "Um zur Sache zu kommen, will ich Ihnen den Beweis liefern, daß Sie verliebt sind. Verliebt sein, heißt: sich in einer unnormalen Stimmung befinden, und da könnte ich Ihnen gleich massenhaft Beispiele anführen, um Sie zu überzeugen, daß Sie in den letzten drei Wochen, seit dem Zeitpunkt, wo Herr von Lanska-Lantingen Rammnitz zum ersten Mal betreten, wie ausgetauscht sind. Sie haben sich, was Ihr Wesen und Ihre Stimmung anbetrifft, kolossal verändert. Sie spielen nicht mehr den Gasparonewalzer, sondern bloß allerhand Motive, Sie haben sich die Nibelungen von Junghans gekauft, Sie finden den Aufenthalt auf Rammnitz nicht mehr zum Sterben langweilig, sondern herrlich, wunderschön, entzückend, Sie — Hans redete sich immer mehr in Feuer hinein — weigern sich oft hartnäckig, mit mir Croquet zu spielen, und wenn gleich darauf der Herr Lieutenant erscheint, so sind Sie sicherlich die Erste, welche den Vorschlag zu einer Croquetpartie macht. Sie sind überhaupt nicht mehr das frische, natürliche, kindliche Mädchen, als welches ich Sie zuerst

kennen lernte, diese angenommene Melancholie und die Mäuren einer großen Dame stehen Ihnen durchaus nicht; es war mir wirklich eine Erquickung, Sie hier auf dem Baune sitzend zu finden, daran erkannte ich Sie wieder als die, welche Sie noch vor wenigen Wochen waren."

Hansens Stimme klang bei diesen Schlußworten eigenthümlich bewegt, und Käthy fühlte, daß sie erröthete. Etwas Sonderbares beklemmte ihr das Herz, sie empfand deutlich, obgleich sie ihr Auge nicht erhob, daß des Studenten Blicke sie umfaßten. Ein Wort nur, ein gutes Wort nur von ihren Lippen, und die Kameradschaft der Beiden wäre hergestellt gewesen, doch Käthys beleidigter Stolz verbot ein solches Entgegenkommen ihrerseits. So warf sie mit einer hochmüthigen Bewegung das Köpfschen zurück und frug in forcirt kaltem Tone:

"Sind Sie nun zu Ende mit Ihrer Logik, Ihren psychologischen Studien und vor allen Dingen mit Ihrer Moral? Es thut mir leid, Sie daran erinnern zu müssen, daß Sie einen Umstand außer Acht gelassen haben, den, daß Sie zu keinem Kinde sprachen, sondern zu einer Dame . . ."

"Zu einer jungen Dame", fiel Hans, der seine Ironie wiedergewonnen hatte, ein, "zu einer jungen Dame, die, — pardon, ich vollende meine Beweisführung, heute die entzückendste Toilette gemacht hat, um Herrn von Lanska-Lantingen, den sie jedenfalls von diesem erhöhten Standpunkt aus erwartet, zu bezaubern."

Die unselige Seidenquaste wurde mit einem Ruck von einer festen Mädchenhand zerrissen, mit einem Sprunge gelangte Käthy auf die Landstraße, der schwanke Balken, auf dem sie gesessen, wippte empor und durch diese unvorhergesehene Erschütterung verlor der Kneifer auf Hansens Nase das Gleichgewicht und slog unsanft gegen den Zaunpfosten, bei dieser Gelegenheit seine Feder einbüßend.

"Ich überlasse Sie Ihren Reflexionen, mein Herr," sprach Käthy mit unnachahmlicher Würde und ohne sich

um Hans, der ärgerlich seinen zerbrochenen Sneider in den Händen drehte, weiter zu bekümmern, schritt sie mit gesuchter Langsamkeit von dannen, doch nur so lange sie sich in des Studenten Schweite wußte, dann beschleunigte sie ihren Gang, bis sie endlich athemlos auf ihrem Zimmer anlangte, wo sie sich laut aufweinend auf die Couchette warf. Warum sie weinte, das wußte sie selbst nicht, aber Hans trug ganz gewiß die Schuld an diesen Thränen.

Die Sonnenstrahlen fanden in diesen Sommertagen des Wunderns kein Ende; sie mußten sich's schließlich eingestehen, daß sie sehr wenig Menschenkenntniß besäßen, oder daß die Menschen eben unberechenbare Geschöpfe wären und sich gleich den Jahreszeiten veränderten. Doch die Sonnenstrahlen hatten auch alle Ursache, sich zu freuen, denn die junge Herrin von Ramnitz war eine and're geworden. Und wenn auch nach wie vor traurige Melodien mit noch traurigerem Texte im Schlosse erklangen, so mußte das wohl eben auch eine Eigenthümlichkeit der Menschen sein, ihrer Freude durch tieftraurige Gesänge Ausdruck zu verleihen. Mit Siegfried Vanska's häufigen Besuchen auf Ramnitz war ein anderes Leben im Schlosse eingelehrt. Man unternahm gemeinschaftliche Spaziergänge und Kahnfahrten, von denen sich auch Gerhard, der viel in seiner Wirthschaft zu thun hatte, nicht immer ausschloß. Er allein schien unberührt von dem Einflusse des jungen Gastes, der, die Verkörperung von Lebensfrische, Geist, Schönheit und Ritterlichkeit, Alle, die mit ihm in Berührung kamen, bezauberte. Sogar Hans stand im besten Einvernehmen mit dem Lieutenant. Der Studio war ebenfalls durch sein lebenswürdiges, offenes Wesen bei aller Welt beliebt, nur gegen Käthy war er von einer sarkastischen Aufrichtigkeit, welche das junge Mädchen in hellen Zorn versetzte. Frau von Lennsbach hatte nunmehr alle Ursache, mit dem Betragen ihrer Jüngsten zufrieden zu sein, denn Käthy gab sich die größte Mühe im Abgewöhnen der burschikosen Ausdrücke, und versuchte sich

in jeder Weise als junge wohlherzogene Dame zu benehmen. Um dem eleganten Lanska zu gefallen, verleugnete sie ihre urwüchsigte Natur, deren Unreife auszugleichen, doch eigentlich den Jahren und dem erweiterten Gesichtskreise überlassen war. Käthy trug jedoch die Ueberzeugung in sich, in Lanska das Ideal ihrer Backfischträume gefunden zu haben, und der Eindruck, den das wenig ladylike Niezhencostüm möglicher Weise hervorgerufen haben konnte, mußte nun durch doppelte Sorgfalt in der Toilette und durch doppelten Anstand verwischt werden.

Doch wenngleich Käthy auch gehaltvoller in ihrem jetzigen Wesen erschien, so kam ihr eigenstes Naturell doch oft zum Durchbruch, und derartige Momente gereichten dann Hans zu unendlicher Beruhigung.

Zwischen Siegfried und Hilde bestand ein freundschaftliches Verhältniß, welches als die Fortsetzung ihrer gemeinschaftlichen Kinderspiele durchaus natürlich erschien. Hilde war jedoch, als eine Kammmiz, eine viel zu verschlossene Natur, um viel von ihrem Urtheil über Lanska verlauten zu lassen, und wenn Käthy ihrem Entzücken über den reizenden Husaren, den sie über alle Begriffe „schneidig“ fand, Worte verlieh, dann sagte Hilde mit einem stillen, sonnigen Lächeln und einem Aufleuchten ihrer dunklen Augen: „Ja, er ist ein lieber, ein guter Mensch.“

Allein Käthy fand, daß Hilde sehr nüchtern urtheilte, und beschloß, ihr sonst ziemlich nachlässig geführtes Tagebuch mit dem Thema „Siegfried Lanska“ zu füllen. Endlich einmal hatte sich ein interessanter Stoff gefunden.

Wenn Mira in ihrem Ankleidezimmer stand und in den Spiegel blickte, so frug sie sich jedes Mal: „Bin ich das wirklich?“ Denn statt der müden Züge mit dem kalten, gleichgiltigen Ausdruck blickten ihr zwei lebensfrohe Augen und ein lächelnder Mund entgegen. Sie war sich auch vollkommen klar über die Ursache dieser Verwandlung: ihr, der trotz ihrer Schönheit

wenig beachteten, der für geistlos und unbedeutend geltenden Frau, nahte sich zum ersten Mal ein Mann, der nicht nur ihre Schönheit bewunderte, sondern der um ihrer geistigen Eigenschaften willen ihre Gesellschaft suchte. Und dieser Mann besaß selber die edelsten Vorzüge eines Menschen, er mußte fesseln, mußte anregen und den Wunsch erwecken, den eigenen Geist mit dem seinen zu messen. Rita war es zu Sinn, als wäre sie aus einem langen Winterschlaf erwacht, als empfände sie nach einem schweren Traum von der Dauer eines Jahres, daß sie lebe, daß die Rosen im Garten wirklich blühten und dufteten, daß die Welt und das Leben in ihr viel zu schön seien, um sich, einem unheilbaren Grame nachhängend, demselben zu verschließen.

Je mehr ein Kranker über sein Leiden nachgrübelt, desto rettungsloser verfällt er demselben; seine Krankheit mit Muth und Kraft tragen, und sich dessen, was uns das Schicksal an Gutem geboten, freuen, darin besteht eine Aufgabe des Menschen, deren Umgehung ihn nur weiter zu zwecklosem Dahinbrüten führt. Mit sich'rer Hand den Keim des Uebels in sich zu ersticken und dem Auge das, was um uns her vorgeht, nicht in unnützer Selbstqual zu entziehen, darin liegt eine Waffe gegen manche Unbill des Daseins.

Rita war unbefriedigt in ihrer Ehe, die Welt und vor allen Dingen ihr eig'ner Mann verstanden sie nicht; in eine trostlose Apathie versunken und überzeugt, Gerhards Liebe niemals zu erringen, hatte sie auch keinen Versuch gemacht, die Welt Lügen zu strafen; ihr war es gleich, was man von ihr dachte oder sagte, auch sie wählte, mit dem Leben abgeschlossen zu haben. Doch nun trat das lockende, blühende Leben in Gestalt Siegfried Lanskas vor sie hin; er brachte in die ländliche Abgeschlossenheit von Rammnitz tausend Anklänge an die Welt, die Rita so fern lag, wie die Träume ihrer Mädchenjahre. Er durchbrach die Wand, welche die junge Frau in starrer Verbitterung um sich gebildet

hatte, er weckte die entschlummerten Stimmen in ihrer Seele, und Rita fühlte den Drang in sich, die scheinbare Gleichgiltigkeit und Indolenz abzuschütteln, und theilzunehmen an Allem, was um sie her vorging. Es verlangte sie nach Licht, Sonnenschein und Liebe! — — „Liebe,“ das war es, was das Leben ihr versagt. Ach, und sie hatte nur ein wenig Liebe begehrt, mit einem armfertigen Theil von Gerhards Herzen wäre sie zufrieden gewesen. Doch jetzt — jetzt verlangte sie ein voll und ganz ihr gehörendes Herz. Lanska hatte ihr das Bewußtsein ihres eigenen Werthes wiedergegeben und sie wollte, sie mußte geliebt werden. Gerhard sollte erkennen, daß sie mehr war als ein Spielzeug, als das willenlose, betrogene Weib, welches sie bis zu ihrem Hochzeitstage in seiner Hand gewesen.

Ein Mensch schafft sich selbst seinen Werth, doch erst die Anerkennung seiner Mitmenschen verleiht ihm denselben.

Auf der Welt, der unermesslichen Bühne, auf welcher wir Menschen die Schauspieler sind, hat Jedermann die Pflicht, seine Rolle durchzuführen. Das Schicksal weist dem Schauspieler seinen Platz an, es liegt nun an ihm, denselben zu behaupten oder nach Gefallen zu verändern. Rita hatte es bisher nicht verstanden, die ihr zugefallene Lebensrolle richtig aufzufassen. Ihr lebhafter Geist, ihre reichen Fähigkeiten und Anlagen hatten einen zu beschränkten Spielraum gehabt, nun aber brach die Natur sich Bahn, und aus der müden, apathischen Frau war über Nacht ein sich von Tag zu Tage mehr entfaltendes, lebensfrohes, jugendfrisches Wesen geworden.

„Onkel Sascha, ich glaube, Ihr seid Alle blind gewesen, Rita Rammnitz und langweilig — ? Erwinnere Dich nur, Du behauptetest Letzteres von ihr und sagtest, das wäre das allgemeine Urtheil. Da bin ich doch entschieden anderer Meinung. Im Gegentheil, sie ist eine ganz reizende Frau, fein gebildet und voller Interessen“, sagte Lanska nach einem seiner fast täglichen Besuche auf Rammnitz.

„Rattenfänger“, brummte Onkel Sascha, Du solltest

lieber der Hilde den Hof machen. Aber so seid Ihr Alle: „Den jungen Frauen wird nachgelaufen und die jungen Mädchen sind nachher höchstens gut genug dazu, um sie zu heirathen.“

Kammnitz war förmlich verblüfft, als seine Frau ihn eines Tages „lieber Gerhard“ nannte und, als sie von seiner Absicht, Nachmittags zur Stadt zu reiten, hörte, ihn bat, ihr einige Noten zu besorgen.

Er frug sich, als er eine Stunde später auf der Landstraße dahintrabte, nach einer Erklärung für das veränderte Wesen seiner Frau, welches ihn gegen seinen Willen unablässig beschäftigte.

Da ging es wie ein Lichtstrahl durch seine Gedanken: „Siegfried Laska!“ — — Zum zweiten Mal klang der Name des blonden Husaren durch den Wald, aber diesmal nicht sanft und träumerisch von den Lippen eines Mädchens, sondern in fast drohendem Tone aus dem Munde eines Mannes, der, seiner widerstreitenden Gefühle kaum Herr werdend, sein Roß anspornete und im schärfsten Tempo auf der staubigen Landstraße dahin jagte.

„Es steht ein Berg im Feuer,
Im feurigen Morgenbrand,
Und auf des Berges Spitze
Ein Tann'baum über'm Land“ ...

sang Frau Rita mit ihrem weichen, klangvollen Mezzo-sopran.

Der Sommerabend schaute durch die nach der Gartenhalle zu geöffneten Flügelthüren des Saales, in dessen Mitte Hilde und Laska bei einer Schachpartie saßen.

„O Welt, du schöne Welt du,
Man sieht dich vor Blüthen kaum.“

klang der jubelnde Schluß des Eichendorff'schen Frühlingegrusses, und bei der letzten, verhallenden Note erröthete Rita plötzlich — aufblickend, gewahrte sie im Pfeilerspiegel die Gestalt ihres Mannes. Gerhard mußte ganz leise eingetreten sein; er kam augenscheinlich vom Felde, denn er trug hohe Reiterstiefel und eine kurze

Zoppe, hielt jedoch auch in dieser Kleidung einen Vergleich mit Lanska aus. Letzterer, Hildens „gardez la reine“, nicht beachtend, rief in wahren Enthusiasmus: „Dank, gnädige Frau! Ich sehe, Sie wählen Ihre Lieder nicht nur nach der Melodie, sondern auch nach dem Texte derselben. Diese Eichendorff'schen Poesien wirken erquickend wie ein Waldquell, sie jubeln wie die Lerche, welche der Dichter so gern in seinen Liedern steigen läßt. Wenn man ein Eichendorff'sches Gedicht liest, so denkt man sich unwillkürlich gleich eine Melodie zu demselben.“

„Sie vergaßen doch nicht Ihres Versprechens, für mich ein Lied zu componiren, Herr v. Lanska?“ frug Rita vom Flügel herüber.

„Dann möchte ich folgendes wählen, gnädige Frau“:

„Tief unten, da ist ein Garten,
Da wohnt eine schöne Frau,
Wir können nicht lange warten,
Durch's Gitterthor wir schau'n.
Wo die weißen Statuen stehen,
Da ist's so still und kühl,
Die Wasserkünste gehen,
Der Flieder duftet schwül.
Wir zieh'n vorbei und singen
In der stillen Morgenzeit,
Sie hört's im Traume klingen,
Wir aber sind schon weit.“

Und die Begleitung dazu dem Eichendorff'schen Genre angemessen: wilde Zigeunerweisen, Tambourinschellen, Waldesgeflüster und tanzende Stromeswellen, und dazwischen der Geigenstrich eines armen wandernden Musikanten, der in einer Mondnacht, wo der Flieder duftet, geigt, und dann dem Garten der schönen Frau den Rücken wendet und von daunen geht auf Nimmerwiederkehr.“

„Lanska, Sie wollten sich neulich meine Fohlenkoppel ansehen?“ tönte Gerhards Stimme durch den Saal.

„Stehe sofort zu Ihren Diensten, Rammnis!“ rief der

Lieutenant, „ich bekenne mich als besiegt, Hilde, Ihr letzter Zug setzte mich matt. Aber nicht wahr, gnädige Frau, Sie singen doch noch heut' Abend?“

Die Herren gingen. Hilde legte die Schachfiguren in das Kästchen und trug dann schweigend ein Fußtissen zum Flügel, an dem Rita leise Accorde griff, die sich zu der Melodie eines alten lettischen Volksliedes vereinigten. Hilde, auf dem Fußtissen kniend, lehnte ihr Köpfchen an die Schulter ihrer Schwägerin. Letztere glaubte zu vernehmen, wie das Herz des jungen Mädchens pochte. Ein Blick in Hildens halbgefenkte Augen genügte ihr, um die Bestätigung einer Vermuthung zu finden.

Da schlangen sich zwei Arme um ihren Hals und eine weiche Stimme flüsterte: „Rita, bitte, bitte, habe Gerhard nur ein klein wenig lieb. Sieh', Du bist jetzt so anders wie früher, so sonnig und froh, Du wirst nun auch Gerhard lieben, versprich es mir; ich habe ja nur den einzigen Bruder.“

Ritas Hände glitten von den Tasten herab; sollte sie diesem Kinde, das um Liebe für seinen Bruder bettelte, zurufen: „Ich bot sie ihm längst, aber er verschmähte sie.“ Doch ehe sie ein Wort der Erwiderung fand, klang es mit ersticker Stimme kaum hörbar an ihr Ohr: „Rita, wenn er fortginge auf Nimmerwiederkehr — ich ertrüge es nicht.“

Die junge Frau erschauerte. Da war es heraus, das Geständniß einer reinen, unschuldigen Liebe, und Rita wußte, wie wohl und weh es war, dieses erste, selige Erwachen des Herzens.

„Sei ruhig, mein Liebling,“ und die kindliche Gestalt fester an sich ziehend, als suche sie einen Halt, einen Schutz vor sich selber, ward sie sich plötzlich mit schreckensvoller Klarheit bewußt, daß sie vor einem Abgrunde stand. Lanska war auf dem besten Wege, sich kopfüber in sie zu verlieben. . . . Dieses sagte ihr der in solchen Dingen untrügliche Instinct des Weibes. Doch sie mußte sich auch eingestehen, daß sie eigentlich nur dazu beige-

tragen hatte, das Feuer im Herzen ihres Gastes zu schüren. Sie hatte es gethan, um ihrem Manne beweisen zu können, daß sie begehrenswürdig und liebenswerth sei. Wäre es auch etwa unglaublich, wenn sie, der endlich Verständniß und Liebe geboten wurde, der Versuchung unterläge? Sie war noch so jung und sie wollte geliebt sein, wer durfte sie verdammen, wenn sie ihre Rechte an das Leben geltend machte?

„Liebe ich denn Lanska?“ frug sie sich angstvoll, aber „nein, ich liebe ihn nicht“ hallte es in ihr dagegen. An Lanska waren ihre Worte und Blicke gerichtet gewesen, allein nur Gerhard hatten dieselben gegolten, und nun kam, von Gott gesandt, eine Offenbarung über die junge Frau: Hildens unschuldige Miene warnte sie vor der zu tausend Consequenzen führenden, abschüssigen Bahn, der sie sich arglos, nur von einem egoistischen Wunsche befeelt, anvertraut hatte.

Ein Engel slog durch das Gemach, in welchem es zu dämmern begann, ein Schutzengel breitete seine schirmenden Fittige über die beiden schweigenden, sich fest umschlungen haltenden jungen Gestalten.

Wenn man in westlicher Richtung von Rammitz eine Viertelstunde lang den Waldweg verfolgte, so gelangte man auf eine Anhöhe, auf welcher sich ein Gefinde befand.

Des Behrsingwirthens Weib war früher auf dem Rammitzer Hofe Magd gewesen und hatte daher eine Art von feinerem Anstrich in das kleine Häuschen mitgebracht. Aus den schmalen Fenstern desselben genoß man eine köstliche Aussicht: am Horizonte der bläuliche Schimmer der Tannenwälder, die in der Nähe ihr dunkles Grün nicht verleugneten, und in einer Richtung die aufragenden, stolzen Ruinen der Ermburg, welche sich dem Auge zwar nur als ein schwacher, grauer Punkt zeigten.

Um das Behrsinggefinde wogten reife Aehrenfelder, welche nur des Schnittes zu harren schienen. Zwischen

ihnen schwanken Kornblumen in reichstem Ueberfluß, deren Hofstaat Felbkamillen und Sternblumen bildeten.

Käthy, welche einen einsamen Spaziergang unternommen hatte, näherte sich, einen großen Feldblumenstrauß in der Hand tragend und von dem ehrwürdigen Puff gefolgt, dem Gesinde, in der Absicht, sich dort durch ein Glas Milch zu erfrischen. Sie war bei ihren Streifereien oft im Behrsinggesinde eingekehrt und hatte mit den Kindern, welche das schlichte Häuschen mit dem Schindeldach bevölkerten, Freundschaft geschlossen. Das niedere Fenster war offen, der Wind wehte eine Epheuranke hinaus und trug den Schall einer bekannten Stimme an Käthys Ohr. „Kusch, Puff,“ flüsterte sie leise und drückte sich gegen die Wand des Häuschens hinter einen alten Schubkarren, der, halb mit Erde gefüllt, dort lehnte. Den Oberkörper vorgebeugt und den Feldblumenstrauß fest an ihr Herz pressend, als wolle sie die ungestümen Schläge desselben unterdrücken, stand sie mit verhaltenem Athem lauschend da, und Puff lag schweifwedelnd und verständnißlos dreinblickend neben ihr und schnappte nach einer Fliege, die sich auf seine Nase gesetzt hatte.

Das Aufweinen eines Kindes drinnen in der Stube, der Tonfall einer jammernden Frauenstimme und die ruhigen, bestimmten Worte eines Mannes wurden zu gleicher Zeit vernehmbar, und Käthy begriff nun den Zusammenhang der Scene, welche sich hinter der Balkenwand abspielte: Minnig, Mamsell Minchens Pathenkind, ein hübscher, eigensinniger Schreihals, war krank und Hans Heideck machte seine Probeur, ganz in der Stille, ohne einem Menschen etwas davon zu verrathen. Es war doch eigentlich nett von ihm, den armen Leuten, welche die Fahrt zur Stadt und den theuren Besuch beim Doctor gern bis zum letzten Augenblick verschoben, mit seinem ärztlichen Rathe beizustehen. Hoffentlich würde nun das niedliche kleine Ding, das Minnig, bald gesund. Ob aber Hans wirklich ein so guter Arzt war? Käthy war schon jetzt entschlossen, sich niemals

von ihm behandeln zu lassen, und wäre er auch der allereinzigste Doctor auf der Welt. „Nein, lieber sterben, als Hans Heideck sein Leben verdanken.“

Und Käthy warf ihr Köpfchen in den Nacken und machte mit dem Arme eine abwehrende, hoheitsvolle Bewegung. Der Schubkarren neben ihr knarrte bedenklich.

„Komm, Puff,“ rannete sie erschrocken dem schläfrigen Bierfüßler zu, „komm, man darf uns hier nicht finden.“

Und wie ein scheues Wild eilte sie am Feldrain dahin, dem nahen Walde zu, und Puff folgte in eiligen Sätzen.

„Sie bestreiten also die Möglichkeit einer wirklich bestehenden Freundschaft im wahren Sinne des Wortes zwischen einem Manne und einer Frau?“ frug Lanska, der an Ritas Seite durch den vom Dämmerlichte umwobenen Garten schritt, der sich terrassenförmig zum Flusse hinab erstreckte.

„Im Allgemeinen — ja,“ erwiderte Rita, „denn in nur wenigen Ausnahmefällen behauptet sich ein derartiges Seelenbündniß dauernd. Es pflegt gewöhnlich bald umzuschlagen in Gleichgiltigkeit, oder“ — Rita stockte — „oder in Liebe,“ vollendete sie dann leise den Satz.

Siegfried Lanska nahm die Mütze ab und strich mit der Hand über das militärisch kurz gehaltene Haar. „Sie würden also einem Manne, der sich um Ihre Freundschaft bewürbe, das Recht derselben nicht zugehen, aus Furcht, von ihm bald mit Gleichgiltigkeit behandelt oder, was tausendmal wahrscheinlicher ist, geliebt zu werden. Und“ — Siegfrieds Stimme klang leidenschaftlich erregt — „um dieser Befürchtung willen verschließen Sie nun sich und einem Andern, der Sie über Alles auf der Welt hochstellt, mit dem Sie sich durch gleiche Sympathien verbunden fühlen, die Möglichkeit, das zu durchkosten, was den Menschen als das Höchste gelten sollte — den Austausch der Seelen. Fürchten Sie das Urtheil der Welt über ein derartiges Freundschaftsbündniß? Ist es denn nicht zu natürlich,

wenn sich ein Mann dem Dienste einer edlen, von ihm geschätzten Frau weiht. Und Sie sagen, aus Freundschaft entwickle sich in der Regel Liebe oder Gleichgiltigkeit. Ist nicht auch die Ehe gewissermaßen oft auf einem Gefühle, das dem der Freundschaft gleichkommt, basirt; man riskirt bei einem Ehebündniß weit mehr als bei dem der Freundschaft, in dem doch beide Theile ihre Freiheit behalten, und wird die Ehe nicht auch oft geschlossen, um entweder in Liebe oder in . . .“ Siegfried stockte, er empfand, daß er, von seinem Wunsche, zu überzeugen, forgerissen, eine Saite angeschlagen hatte, welche Rita schmerzlich berühren mußte. Allein würde er, wenn er um das Vorhandensein dieser wunden Stelle in Ritas Dasein nicht gewußt hätte, würde er wohl dann gewagt haben, ihr seine Freundschaft anzutragen?

Rita war bei seinen letzten Worten unmerklich zusammengezuckt und sie beantwortete dieselben nicht so gleich. Weiterschreitend, war das Paar bis zum Gartenpfortchen gelangt. Hier blieb Rita stehen und, den Arm auf das Holzgitter stützend, blickte sie auf den langsam dahinwallernden Fluß, auf welchem die weißen Wasserrosen gleich im Weltmeere verlorenen Inseln schwammen, und sprach dann tonlos, aber fest: „Eine Frau soll in keinem Falle einen anderen Berather, Schützer und Freund wählen, als ihren eigenen Mann, und lieber sich selber helfen und schützen, als in der Eigenschaft einer „unverstandenen Frau“ Ersatz suchen in einem Verhältnisse, das weder haltbar, noch natürlich ist. Und nun, Lanska, geben Sie mir Ihren Arm — und Ihre Hand, so — und bewahren Sie Ihr bestes Fühlen und Denken für ein junges, liebenswerthes Wesen, das Sie einst zu Ihrer Gattin machen werden. Verausgaben Sie die reichen Schätze Ihres Herzens und Ihres Geistes nicht schon jetzt und nicht da — wo man Ihnen nicht mit gleicher, oft mit falscher, der Selbstsucht entsprossener Münze zahlen würde. Werden Sie der wahre Freund und

Beschützer der Frau, welche Ihnen einst angehören wird, und lehren Sie dieselbe, nur Sie lieben, nur Ihnen vertrauen, ersparen Sie Ihrer Frau" . . . Sie brach jäh ab und Lانسka beugte sich tief ergriffen über ihre Hand, dieselbe an seine Lippen ziehend. Alle Leidenschaften in seinem Herzen waren besiegt durch die Worte, welche, aus einer edlen Frauenseele kommend, ein Echo in ihm fanden.

Liebte er Frau Rita, wie er es in den letzten Tagen geglaubt, oder war es nur der ritterliche Wunsch, einer verkannten Frau, deren Werth er entdeckt, seine Dienste zu widmen, der ihn zu diesem Gespräch, dessen Folgen vielleicht unberechenbar hätten sein können, verleitet hatte? Nur ein Wort von Rita, und die Leidenschaft in ihm wäre zu hoher Glut entfacht worden, doch jetzt hatte sich dieselbe wie durch einen Zauberschlag in eine reine Flamme verwandelt, welche in seinem Herzen wie auf einem Opferaltar emporlohte in Verehrung für eine wahrhaft edle Frau.

Schweigend schritten sie durch den stillen Garten dem Schlosse zu, und als sie den Saal betraten, wo Frau von Lennisbach mit Onkel Sascha die gewohnte Beziquepartie machten und Hilde mit einem Buche bei der Lampe saß, da hatte Rita bereits ihre gewohnte Ruhe — wenigstens äußerlich — wiedergewonnen. In Lانسka jedoch vibrirte das eben Durchlebte noch, er unterdrückte mühsam seine Erregung und nur mit seinen unruhigen Gedanken beschäftigt, trat er mechanisch zu Hilde heran und zog sich einen Sessel in ihre Nähe.

Sie blickte zu ihm auf mit den reinen Kinderaugen.

„Du bist ein ganz nichtswürdiger Kerl“, sprach Lانسka zu sich selbst. Er war im höchsten Grade unzufrieden mit seinem Benehmen. Wozu hatte er sich hinreißen lassen? Was vermochte er dieser Frau mit dem stolzen, hochherzigen Sinn zu bieten? In dieser Stimmung, in welcher Scham über sich selbst und Bewunderung für Frau Rita sich vereinigten, starrte er düster vor sich hin, und Hilde schaute ihn angstvoll fragend an.

Was mochte wohl dem blonden Lieutenant beguuet sein?

„Bitte, wollen Sie nicht ein wenig musiciren“, kam es dann schüchtern von den rothen Mädchenlippen.

Lanska sprang bereitwillig auf: „Musiciren? Ja?“ Denn Musik ist das beste Mittel, um die Seelenstim-mungen ausklingen zu lassen, Worte sind oft zu schwach, um letzteren Ausdruck zu verleihen, Töne dagegen un-endlich berechtigt für diejenigen, welche ihre Sprache ver- stehen.

Frau von Lennsbach legte die Karten aus der Hand und lauschte dem wundervollen Spiel, welches eine Welt von Empfindungen und Melodien zu offenbaren schien und das doch nur die Regungen eines einzigen Menschenherzens kund gab.

So schön wie heute hatte Lanska noch nie auf Rammnitz gespielt.

Als er geendet, mit einem leise verhallenden, gleichsam entzagenden Accord, da unterbrach Frau von Lennsbach die zuerst herrschende Stille mit den Worten: „War das Alles Wagner, was Sie eben spielten, mein lieber Herr von Lanska? Ich bin nicht so au courant im Ringe der Nibelungen.“

„Ich glaube, das war einzig und allein Siegfried Lanska,“ sprach Rita zu sich selber und trat an's Fenster.

Ueber den Nasenplatz warf der Mond seinen Schimmer, die Bosquets schwammen im Silberglanz, doch die Hängebirken warfen lange Schatten. Erschien Frau Rita im Mondenlichte so bleich, oder hatten Seelen-qualen die Farbe von ihrem feinen Antlitz verschleucht? Hier, wo nur der Mond sie sah, durfte sie sich unge- stört ihrem Gefühl überlassen. Sie erzitterte nun bei dem Gedanken, vor welch' einer Versuchung sie ge- standen. Nun wäre der Zeitpunkt da gewesen, um die Rechte ihres mißhandelten Herzens geltend zu machen, nun hätte sie Ersatz finden können für ihr bisher so freudloses, liebeleeres Dasein, doch — Rita wiederholte

es sich unaufhörlich — lieber unglücklich sein an Gerhards Seite, als Liebe zu empfangen an der Seite eines Andern.“ Lanska war jung, er würde die kurze Enttäuschung bald überwinden, es war auch nicht Liebe, die ihn zu ihr geleitet — das fühlte Rita mit feinem Verständniß heraus — sondern nur momentanes Verliebtheitsein, nur der Wunsch, sich zum Ritter einer einsamen Frau aufzuwerfen. Wie es zwischen ihr und Gerhard stand, mußte Jemand, der täglich auf Rammnitz verkehrte, sofort herausfinden. Sie lächelte bitter beim Gedanken, wie klein die Enttäuschung Siegfrieds war im Vergleich zu der, welche sie erlitten — — und dann klang es plötzlich durch ihren Sinn: „Wenn er fortginge auf Nimmerwiederkehr, ich ertrüge es nicht.“

Würde Lanska nicht vielleicht, nein bestimmt, in Folge der stattgefundenen Auseinandersetzung mit ihr unter irgend einem Vorwande abreisen, ohne seinen Aufenthalt in Dahlenhof auf seinen ganzen Urlaub ausgedehnt zu haben. Und dann trüge sie die Schuld, daß Onkel Sascha die Freude, den geliebten Neffen, den Sonnenstrahl des alten, einsamen Mannes, bei sich zu sehen, verkürzt ward. Und erst Hilde? Wehlthau würde auf ihre Herzensblüthen fallen, und war es denn etwa unmöglich, daß Siegfried sie lieben lernte? Er mußte bleiben, er durfte Livland noch nicht verlassen, nicht sie wollte an seinem Fortgehen die Schuld tragen.

„Herr von Lanska, bitte auf einen Augenblick.“

Der junge Husar erhob sich und folgte dem Rufe der schönen Frau, die leise sagte: „Versprechen Sie mir, nicht abzureisen, falls es, wie ich vermuthe, Ihre Absicht ist. Lassen Sie das zwischen uns beiden Vorgefallene nicht den Grund zu einer Verkürzung Ihres Urlaubes sein. Wenn Sie wirklich Achtung und Verehrung für mich hegen, so beweisen Sie es mir dadurch, daß Sie auch fortan in der gleichen Weise wie bisher in unserem Hause verkehren.“

Sie hielt ihm bittend die Hand hin, und er schlug

nach einem kurzen Zögern ein. Er war in der That entschlossen gewesen, unter einem schicklichen Vorwande abzureisen, denn er fürchtete, im steten Verkehr mit Rita sein Herz nicht vor dem Bann der Leidenschaft hüten zu können. Er war entschlossen gewesen, die junge Frau zu meiden, doch nun war es ihre Bitte, die ihn fesselte — und er blieb nur zu gern, doch mit dem festen Vorsatz, seine Wünsche, Rita näher zu treten, zu bezwingen. Er suchte im Verlauf des Abends Hildens Nähe, ihm war's, als käme ihm von seiner ehemaligen Spielgefährtin ein wohlthuedes Gefühl der Ruhe, und mit letzterer auch das Wiederfinden seines im Sturme der verschiedensten Gemüthswallungen verlorenen Ich's. „Unglücklich ist sie doch, wenn sie auch ihr Leid mit unvergleichlicher Fassung trägt“, sagte er sich, wenn er verstohlen Rita beobachtete, „und ich wollte doch, sie nennete mich ihren Freund, wenn ich's auch nicht werth bin.“

Und Zorn gegen Gerhard, diesen Barbaren, der sein Glück nicht zu schätzen verstand, erfüllte Jung-Siegfried, der mit seiner Vorliebe für das Mittelalter auch die Ritterlichkeit desselben verband. —

Als Hilde an jenem Abend in ihrem Bette lag, trugen ihre Züge einen glücklichen Ausdruck. Mamsell Minchen, die sich allabendlich in eigener Person überzeugte, ob in Fräulein Hildchens Zimmer die Fenster gut geschlossen wären und ob die Karaffe mit frischem Trinkwasser gefüllt sei, mußte, was ihr seit Langem nicht passirt war, eine sonderbare Frage beantworten.

„Haben Sie wohl jemals Jemanden wirklich geliebt?“ frug Hilde.

Mamsell Minchen blieb in der Mitte des Zimmers stehen, strich an ihrer Schürze hinunter und erwiderte: „Wie kommen Sie nu ebend auf so was, Fräuleinchen?“

„Ach, Mamsel Minchen, ich meine nur, daß für jeden Menschen einmal im Leben die Zeit kommt, wo er — nun, wo er einen Anderen sehr lieb gewinnt.“

„Ja, sehen Sie, Fräuleinchen, das is nu grad so

wie mit das Zähnewechseln: kommt so eine Zeit, da schmerzt das Herz accurat so, als wie wenn Zahn wackelt und weh thut, bis man Seidenfaden anbindet und ihm heraußer reißt. Und wenn man sieht, daß mit die Liebe is auch wacklig, da reißt man ebend heraußer, was nich mehr hereiner paßt. Ach, du lieber Gott, wer war nich einmal jung! Da wurde im alten Hofskruge — damals waren Sie noch lange nich auf der Welt, Fränleichen — eine Töpferei eingerichtet. Mein Vater zog in das neue Krug, was unser gnädiger Herr hatte bauen lassen, und ein junger Töpfermeister zog in unser altes Wohnung. Wie es nu kam, das weiß ich nich mehr so genau, aber einmal haben wir uns mit dem jungen Töpfermeister auf Landstraße zwischen das alte und neue Krug einen Kuß gegeben und so wurde ich dem Kiwwi-Jakob seine Braut. Bis soweit war nu Alles ganz gut, aber da legte sich der Kiwwi-Jakob auf das Schmoren und saß mit die Hofjungens Nacht vor Nacht im Kruge und kümmerete sich nich viel um seine Werkstatt. Sehen Sie, Fränleichen, wenn sich ein Gebildeter was vergiebt, so is das niemals nich gut. Hätte sich mein Kiwwi-Jakob nur in seine eigene Kreise bewegt und sich nich mit die Hofjungens eingelassen, so wäre er heute mein Mann und wir säßen in der neuen Töpferei im alten Hofskruge. Aber wissen Sie was, Fränleichen, an die Mannsbilder is auch nich viel dran. Schon in die Romane kommen sie öfters recht ecklig vor, aber in Wahrheit hat man sie von noch schlimmeren Sorten. So lange mein Kiwwi-Jakob noch unter meiner Berufung stand, war auch das dicke Ende von die Geschichte noch nich da; nu mußte ich aber zu Vater seine Schwester nach das Sprogegesinde fahren, weil ich da an meine Aussteuer nähen sollte, und in die Zeit, wie ich nu weg war, da hat sich mein Kiwwi-Jakob ganz und gar verrufenirt. Wai, Du lieber Gott! Hab ich mir bazumalen die Augen um den Dojan ausgeweint. Mit die Töpferei ging es nich mehr, da

zog er fort. Später hab ich gehört, daß er is im Hospital gestorben. Ich war um die Zeit schon hier in die Wirthschaft und habe mein Lebtage von die Mannsbilder nichts mehr wissen wollen. Aber nu schlafen Sie recht schön, Fräuleinchen, Ihr hat schon zwölf geschlagen und ich muß auch morgen früh in Viehstall sein. Gute Nacht, Fräuleinchen."

Käthy war sehr schlechter Laune. In dieser Verfassung schlenderte sie auf dem Wirthschaftshofe umher und hielt ein Selbstgespräch: „Es ist doch unglaublich! Zuerst macht er sich bei Rita nett — das habe ich ihm aber gern verziehen, denn da Rita die Hausfrau ist, muß er gegen sie artig sein; Mama findet auch, daß Rita jetzt sehr lebhaft und unterhaltend geworden ist, und Mama sagt, man habe ihr auch den Hof gemacht, als sie jung war. Und dann fürchten die Männer, wenn sie sich zu viel mit jungen Mädchen unterhalten, man wolle sie „kapern“ . . . ja, so sagte wenigstens Tante Lisinka einmal zu Mama und diesen Ausspruch habe ich behalten. Aber nun sitzt er schon seit einigen Tagen mit Hilde über alten Chroniken, die sie sich zusammengeschneppt haben, und da machen die beiden Auszüge, als ob sie ein culturhistorisches Werk schreiben wollten. Ich begreife nicht, wie Rita diese Chronikmanie heraufbeschwören konnte? Denn sie hat Siegfried gebeten, mit Hilde ein wenig Historik zu treiben. Und Ritas Wünsche sind ihm Befehle. Unbegreifliche Menschen, diese drei! Was geht es mich an, welcher Ordensmeister dieses oder jenes Schloß erbaut hat. Ja, und mich übersieht er ganz, ich komme gar nicht an die Reihe,“ schloß Käthy seufzend.

Puff kam herangewebelt und schmiegte sich ihr zu Füßen.

„Ja, mein alter Hund,“ streichelte ihn Käthy, „da haben wir's nun, eine richtige unglückliche Liebe. Ach was, nett bleibt er doch, das werde ich immer sagen, wenn auch nur deshalb, um den unausstehlichen Hans

zu ärgern. Guten Morgen, Paul, wohin eilen Sie wie St. Peter mit einem mächtigen Schlüsselbunde?"

"Guten Morgen, gnädiges Fräulein," erwiderte, die Mütze ziehend, Paul, „da is jo so ein Circusmensch aus die Stadt gekommen und bittet Sägespähne, um Circusboden recht schön glatt zu machen.“

„Was? In der Stadt ist ein Circus?“ rief Käthy, „da müssen wir hin, das werde ich bei Gerhard durchsetzen.“

Und sie setzte es durch. Sie stieß auch auf gar keinen Widerstand. Rita stimmte ihr sofort bei und meinte, man müsse arme Leute, welche, in der Provinz herumziehend, wenig Verdienst fänden, unterstützen, und Gerhard, der sich, wo es galt, etwas Gutes zu thun, niemals ausschloß, erklärte sich ebenfalls zum Besuche des Circus bereit.

Daß Lauska von der Partie war, verstand sich von selbst.

Am Ausgange des kleinen Kreisstädtchens, welches sich durch eine anmuthige Lage und enge Straßen mit schlechtem Pflaster auszeichnete, lag das Eldorado der heranwachsenden schulpflichtigen Stadtjugend, der Circus, eine an und für sich elende Baracke, welche jedoch ein Personal barg, das einiger guten Leistungen fähig war.

Als die Rammnitzer ihre Plätze auf den aus ungehobelten Brettern gezimmerten Bänken einnahmen, schien die sinkende Sonne noch durch die fadenscheinigen Zeltvorhänge und der Zuschauerraum begann sich zu füllen. Am Eingange desselben stand ein in eine apfelgrüne, mit verschossenen Silberborten besetzte Livree gekleideter Diener, der die Honoratioren zu ihren Plätzen geleitete und diejenigen, welche Stehplätze auf der dem Eingange gegenüberliegenden Seite gelöst hatten, durch die Arena nöthigte. Diese Circusbesucher mußten über die Barrière springen und den für die Vorstellung bestimmten Raum durchschreiten. Mancher Sprung fiel weniger geschickt aus, was von dem Stehpublicum jedes Mal mit lautem Beifall aufgenommen wurde.

Endlich begann unter den Tönen eines Orchesters, welches zwar Manches zu wünschen übrig ließ, seinen Zweck jedoch erfüllte, die Vorstellung. Das Programm eines Circus dritten Ranges ist äußerst stereotyp: einige arme, magere Kinder verrenken Arme und Beine und stehen mit krampfhaftem Lächeln Kopf, der Clown wirft der in Tarlatan und Goldfitter gekleideten Tänzerin, die mit graciös übereinander geschlagenen Füßen auf dem Rücken ihres Rosses sitzt, Fußhände zu und ruft durch seine abgedroschenen Witze stürmischen Beifall im Publicum hervor. Ein wohldressirtes Pferd tanzt Walzer und die Vorstellung beschließt eine Pantomime bei bengalischer Beleuchtung, deren Sinn aber so tief liegt, daß er den Meisten unklar bleibt.

Die Strahlen der Augustsonne, vermischt mit der schwachen, primitiven Lampenbeleuchtung der Arena, ließen deutlich den Puder auf des Clowns carrirtirter Physiognomie erkennen, und den blassen Knaben, der sich eben mit wirklich überraschender Gewandtheit auf ungesatteltem Pferde producirt, noch schwindstüchtiger aussehen. „Der Arme“, sagte Käthy leise, „er erntet so wenig Beifall,“ und ihre mit weichen dänischen Handschuhen bekleideten Hände aneinanderschlagend, wandte sie sich um und rief einer Gruppe hinter ihr stehender Schuljungen, die sich ausschließlich für den Clown begeisterten, zu: „So applaudirt doch, Jüngens, was steht Ihr denn da?“

Die Knaben schauten die sehr energisch dreinblickende junge Dame verdutzt an, lachten dann verlegen, erhoben jedoch einen wahren Beifallsturm.

„Sie hat doch ein gutes kleines Herz, trotz ihrer Launen,“ dachte Hans Heideck und unterstützte kräftig das Applaudissement, welches dem armen, schwindstüchtigen Jungen, der die am wenigsten lohnende gefährliche Leistung vollbracht, zu Theil wurde.

„Rita Kammitz hat heute entschieden ihren beaujour“, sagte eine Dame, welche mit mehreren jungen Mädchen in der ersten Bankreihe saß, zu ihrer Nachbarin

und grüßte dann nach der Seite hin, wo die Rammnitzer ihre Plätze hatten.

„Ich bin nur neugierig, wen der Husar eigentlich heirathen wird, die Hilde oder die kleine Lemisbach?“

„Ober keine von beiden, man sagt, er mache Frau von Rammnitz den Hof.“

„Ach, ich bitte Sie, meine Liebe, man spricht oft mehr, als man verantworten kann; wer kommt denn aus dem Kirchspiel so viel nach Rammnitz, um das zu wissen? Es ist ja wie ein verwünschenes Schloß, dieses Rammnitz.“

„Herr von Lansta scheint die Rolle des Prinzen, der endlich den Zauber bricht, übernommen zu haben. Die Rammnitzer sollen ja in der letzten Zeit ganz mobil geworden sein. Sie werden doch Rammnitz und Dahlenhof nicht übergehen, meine liebe Frau von Kemmchen, wenn Sie die Einladungen zu Ihrem Ball, der, wie ich hörte, Anfang nächster Woche stattfinden soll, herumschicken. Die für uns bestimmte Einladung legen Sie nur getrost in die Posttasche, es schadet nichts, wenn sie auch am Tage nach dem Ball ankommt, weil der Postkerl immer am Montag bei uns vorbeigeht, es schadet nichts, wir kommen als gute Nachbarn doch so wie so. Meine Erna schläft schon keine Nacht vor lauter Aufregung und Ballfieber.“

„Na, versteht sich werde ich mir den Husaren als flotten Tänzer einladen,“ erwiderte Frau von Kemmchen, „und die Rita Rammnitz habe ich immer gern gehabt, obgleich Alle sagen, sie wäre langweilig. Aber eine gute Wirthin ist sie, ich habe einmal bei ihr eingenacht, Rothkohl gegessen, na, ich sage Ihnen, dagegen sind die theuersten Conserven wahrer Schund. Ich habe mir auch gleich das Recept erbeten. Aber in der nächsten Zwischenpause will ich die Herrschaften auffordern.“

Frau von Kemmchen ließ dem Vorjaze die That folgen und erhielt bereitwillige Zusagen.

Man war eben in Rammnitz der Außenwelt innerlich

näher gerückt, warum sollte man es nicht jetzt auch äußerlich thun? Lanska hatte bereits auf den anderen Gütern im Kirchspiel Besuche gemacht und überall gastfreundliche, ihm mehr oder minder zusagende Menschen gefunden.

„Freuen Sie sich auf den Ball in Neu-Wilten?“ frug ihn Rita beim Verlassen des Circus.

„Wenn Sie mir den Cotillon schenken, ja,“ erwiderte er in gedämpftem Tone. Er konnte sein Interesse für Rita, die heute Farbe hatte und sich lebhaft unterhielt, noch immer nicht verleugnen.

„Gut“, nickte die junge Frau, „ich tanze mit Ihnen, ich glaube beinah, ich freue mich auch auf diesen Ball; ich fürchte nur, das Tanzen verlernt zu haben,“ fügte sie scherzend hinzu.

Der Grund ihrer frohen Stimmung wurzelte in einer Frage ihres Mannes, welche letzterer am heutigen Morgen an sie gerichtet hatte. „Du äußerest neulich den Wunsch, reiten zu lernen,“ hatte Gerhard in gleichgültigem Tone und ohne seine Frau dabei anzusehen, gesagt, „in Morrishof steht ein Damensperd zum Verkauf, . . . wenn es Dir recht ist, schicke ich Paul hinüber, um den Handel abzuschließen.“ Freudig hatte Rita zugestimmt, ihr war eine Aufmerksamkeit ihres Mannes, eine Rücksichtnahme auf ihre Wünsche so neu.

„Karin ritt vorzüglich, ich zweifle daran, daß Rita ebenso gut zu Pferde aussehen wird,“ hatte Frau von Pennsbach geäußert, und Gerhard hatte unsanft seinen Stuhl zurückgeschoben, seine Mütze genommen und das Zimmer verlassen.

In Neu-Wilten, dem der Familie Kemmchen gehörenden Gute, war man am Sonntage, an welchem der bereits im ganzen Kirchspiel vielbesprochene Ball stattfinden sollte, seit dem frühesten Morgen in Bewegung. Die Familie Kemmchen erfreute sich, neben einer ausgedehnten Verwandtschaft und Nachbarschaft, auch der Freundschaft aller derer, die sie kannten. In Neu-Wilten war stets Besuch; auch jetzt befand sich eine Anzahl Cousinen und

Nichten daselbst, und denen zu Ehren wurde der Ball gegeben.

Die jungen Herren Nennchen hatten bunte Laternen fabricirt, um im Garten zwischen den Johannisbeerhecken und Apfelbäumen eine italienische Nacht zu veranstalten, und sämtliche junge Damen des Hauses waren am Balltage schon seit dem zweiten Frühstück mit dem Anfertigen zahlreicher Cotillonsträuße beschäftigt.

Frau v. Nennchen schaltete in der Küche, wo eine alte Tante des Hauses, die neben andern guten Eigenschaften auch die einer vorzüglichen Köchin besaß, mit vielem Verständniß und Geschmaç eine Leberpastete garnirte.

„So,“ sagte Frau v. Nennchen, eine stattliche, imponirende Erscheinung, „zum Schinken geben wir Blumenkohl, und Lenit darf nicht vergessen, daß noch Saft zur Limonade durchgepreßt werden muß. Axel könnte auch noch Tischkarten zeichnen, aus der Stadt würden ja drei Duzend gebracht. Die weißen Karten würden durch kleine Tuschzeichnungen nur gewinnen. Doch nein, es geht nicht, denn Nelly erbietet sich gleich, Axel dabei zu helfen. Nelly zeichnet ja ganz nett und hat immer solch' allerliebste Einfälle, aber dieses ewige Zusammenstecken mit Axel gefällt mir nicht. Was haben Better und Cousine nur immer miteinander zu reden? Meinst Du nicht auch, liebe Tante, daß es gefährlich ist für junge Leute, wenn man ihnen zu viel Gelegenheit zu ungestörtem Beisammensein giebt? Mein seliger Vater pflegte zu sagen: „Wenn ein junges Paar eine Reise von hundert Werst mit einander macht, oder wenn es zusammen einen Landaufenthalt von vier Wochen genießt, dann ist es alsbald rettungslos in einander verliebt.“ Na, aber Vater meinte auch, daß die Liebe im letzteren Falle nur dann eintritt, wenn die jungen Leute ausschließlich auf einander angewiesen sind. Und bei uns in Neu-Wilten sind ja, Gottlob! noch außer Nelly: Jenny, Hannchen, Betty, Martha, Lisy, Mimi,

Abdy und Märchen, und" — in diesem Augenblick gewahrte Frau v. Kemmchen Lenit, eine dralle lettische Bauernbinne, welche, mit den runden, braunen Armen eine große Schüssel mit Fruchtsaft umspannend, durch die Küche ging. Und über den Hausfrauenpflichten mußten die mütterlichen Besorgnisse vor der Hand in den Hintergrund treten. Frau v. Kemmchen rauschte aus den Küchenregionen und die alte Tante, die anscheinend so harmlos war und in der doch, wenn die Gelegenheit dazu sich bot, der Kemmchen'sche Familienhumor zum Durchbruch kam, vollendete im Selbstgespräch den begonnenen Satz ihrer Nichte:

„Und — da kommt sich Axel zum Glück vor wie der bekannte graue Freund, dem die Wahl zwischen den Heubündeln schwer fiel.“

Frau von Kemmchen war keine Dame gewöhnlichen Schlages, ihre Leistungsfähigkeit war eine große, und sie legte auch am Balltage wiederum eine glänzende Probe derselben ab, denn beim Hereinbrechen der Dämmerung war trotzdem, daß die Limonade ihr nöthiges Aroma erhalten hatte, der Kartoffelsalat nach dem neuesten Recept der Rigaschen Hausfrauenzeitung bereitet war, die Dienerschaft ihre Instructionen erhalten hatte und Nelly und Axel unter beständiger mütterlicher Controle gewesen waren — Alles zum Empfang der Gäste bereit.

Herr von Kemmchen stand auf der Veranda, von wo aus er den Fahrweg überblicken konnte, und nahm sich im Frack sehr gut aus. Frau von Kemmchen in hellbrauner Seide, mit cremefarbenen Federtuffs im Haar, inspicirte noch einmal die mit Backwerk gefüllten Tablets, das Rauchzimmer und den mit Guirlanden aus Strickbeerentraut hübsch decorirten Tanzsaal. Und bei dieser Tournee hörte sie zu ihrer stillen Verzweiflung, wie ihr ältester Sohn Axel, der schon seit einem Jahr das Beigut Alt-Wilten bewirthschaftete und folglich „eine Partie“ war, seine Cousine Nelly, eine kleine übermüthige Brünette, zur ersten Quadrille engagirte.

Doch da rollten schon die ersten Equipagen in den Hof, und Frau von Nimmchen, die durch ihre außerordentlich liebenswürdige Gastfreundschaft bekannt war, beeilte sich, ihre Gäste zu bewillkommen.

Da kamen die Hesselerschen, die Unigaschen, Pastors, die Krumhöfchen u. s. w., bis endlich die Dahlehöfchen Füchse und die Rammnizer Grauschimmel zu gleicher Zeit, aus entgegengesetzten Richtungen kommend, in den Hof trabten.

Siegfried Laska sprang leichtfüßig aus dem eleganten Landauer und beeilte sich, den Schlag des Rammnizer Coupés zu öffnen. Die vier Damen nahmen letzteres ein, während Gerhard und Hans in einem hohen englischen zweispännigen Wagen, den Gerhard selbst lenkte, folgten.

Käthy hätte beinahe das Trittbrett verfehlt, der kleine Fuß im Goldkäferschuh fand nicht sogleich den Boden und die Lippen der jungen Dame hielten mit Mühe einen Ausruf zurück.

Siegfried Laska in Galauniform! Das steigerte Käthys an und für sich schon hohes Entzücken über den Ball noch um etliche Grad. Laska ahnte natürlich nicht im Entferntesten, welchen Sturm er wieder in Käthys Herzen heraufbeschwor, sein Auge suchte Rita, die, während er sie aus dem Wagen hob, ihm schnell zuflüsterte: „Ich dispensire Sie vom Cotillon, und bitte, thun Sie mir den Gefallen, ihn mit Hilde zu tanzen.“

„Aber gnädige Frau“, . . . erklang ebenso leise der Protest.

„Keinen Widerspruch, Herr Lieutenant, oder soll ich noch einmal bitten?“

Laska verbeugte sich stumm und folgte den Damen in's Entrée, wo man das dumpfe Geräusch der verschiedenen Stimmen, Begrüßungsworte und einzelne melodische Töne vernahm. Aus dem Nebenzimmer erklang das Klirren der Theetassen und das Gezitscher von Mädchenstimmen; alle Nichten und Cousinen der mit diesem Artikel gesegneten Nimmchenschen Familie

überboten einander in Liebenswürdigkeit. Bald erschallten die ersten Klänge des Fledermauswalzers, welchen eine Schaar im Lande umherziehender Musikanten, die es glücklich getroffen hatten, in diesen Tagen im Neuwiltenschen Krüge übernachtet zu haben, welchem Umstande sie es auch verdankten, heute das Ballorchester zu bilden, intonirten. Der Ball nahm seinen Anfang.

Es ist etwas Köstliches um einen Ball auf dem Lande; es herrscht zwar immerhin die übliche gesellschaftliche Etiquette auf demselben, allein man hat das Bewußtsein, sich dem Vergnügen, welches doch eigentlich ein Privilegium der Städter ist, hingeben zu können, während einige hundert Schritt vom Hause der Wald rauscht, ein Bauernfuhrwerk, das zum Markt will, auf der Landstraße dahinzieht, und der Lenker desselben, die Pfeife im Munde und lässig den mageren Klepper antreibend, mit staunenden Augen nach den hellerleuchteten Fenstern des Gutshauses blickt, nicht ahnend, was die Wunder eines Ballsaales bedeuten. Ist der Ballsaal denn wirklich ein Wunder? Wenn — dann jedenfalls ein künstliches, oft von einem Gifthauche durchzogenes. Allein in letzterer Beziehung bildet der Ballsaal eines Landhauses in der Regel eine Ausnahme: er ist nicht immer der Schauplatz, auf welchem sich eine nach Triumpfen haschende, ehrgeizige Menge zusammenfindet, sondern in ihm herrscht noch ungetrübter Frohsinn. Mit noch nicht vom Weltchmerz angekränkelten Herzen amüsiren sich die landschen Damen in Cretonfähnchen oft besser, als die Städterinnen in Sammet und Seide. Ein Ballabend bildet im Dasein eines auf dem Lande aufgewachsenen jungen Mädchens ein Ereigniß, und die Balltrophäen, die mit Devisen und buntparbenen Schleifen geschmückten Cotillonsträuße, kommen zu Hause unter die Reliquien eines Mädchenlebens.

Auch die Großstädter amüsiren sich gewöhnlich köstlich auf einem landschen Ball. Siegfried Lanskä war ein Beispiel dafür: er tanzte mit allen anwesenden Damen, hatte ein gewisses Geschick darin, die Mauerblümchen

herauszufinden und dadurch den andern Tänzern ein nachahmungswerthes Beispiel zu geben, und war mit seinem gewinnenden Wesen und seinen eleganten Manieren einer der Hübschesten und Flottesten.

„Die Rammnitzer Damen haben famose Toiletten und tanzen leicht wie Schneeflocken“, äußerte Axel Kemmchen, sich nach einem rasenden Galopp im Rauchzimmer erholend, zu einem jungen Gutsnachbar, der, nach der neuesten Mode gekleidet, das Urbild eines Dandy abgab. Er hieß Egon v. Lutz, war vor Kurzem aus dem Auslande heimgekehrt und hatte sich, neben vielen anderen Dingen, auch ein Paar hochmoderne Tanzschuhe mitgebracht, mit welchen er fortwährend liebäugelte.

„Gebe Fräulein von Lennsbach den Vorzug“, näselte er in seinem affectirten Jargon, „pikante Kleine, originell, schlagfertig. Fräulein Hilde ist zwar auch nicht übel; wunderbare Augen — doch mit etwas unbequemem Ausdruck — mit fragendem Blick — verlangen stets etwas Geistreiches, aber, beim besten Willen, immer ist man nicht bei Stimmung, nicht disponirt. Frau von Rammnitz — belle femme — hat sich auch dazu sehr herausgemacht, hätte sie kaum wiedererkannt, macht nicht mehr den müden Eindruck — spricht sogar mit dem eigenen Mann. Im vorigen Winter, auf dem Geburtstage bei den Hesselerschen, Sie erinnern sich doch, Kenmichen? es fiel Allgemein auf, die Beiden verkehrten ja mit einander wie zwei Wildfremde. Was? Schon das Ritornell? Doch nicht am Ende schon zum Cotillon? Muß mich zuvor restauriren, verdammt langer Tanz, dieser Cotillon. Bin mit der kleinen Lennsbach engagirt.“

Herr von Lutz ergriff ein mit Rothwein gefülltes Glas und goß Selterswasser dazu. „Ah! wie das erfrischt! Erweckt gleich in mir ein Bonmot, ein Compliment, Sie wissen, im Tanz erschläft der Geist — muß noch pflichtschuldigst meine Huldigung Frau von Rammnitz zu Füßen legen, die schöne Frau wird ja heute förmlich fétirt, verblüfft Alle durch ihre Liebenswürdigkeit. Rammnitz hat es also verstanden, seine Frau zu

erziehen. Ich sage Ihnen, Memmen, in der Ehe erst beginnt die eigentliche Erziehung der Frau; wenn ich einmal heirathe — ich werde natürlich nach meinem Herzen wählen, aber auch der Verstand. . .“

Hier wurde Herr von Lutz durch einen jungen, hübschen Studenten, den zweiten Sohn des Hauses, unterbrochen, der, an ihm vorbeieilend, ihn bat, seine Plätze zum langen Tanz zu belegen.

Mit der selbstzufriedensten Miene, die der Ueberzeugung seines eigenen Werthes entsproß, nahm Herr von Lutz neben Käthy im Tanzsaale Platz und zwar mit der festen Absicht, bei seiner Dame eine Eroberung zu vollenden. Eindruck hatte er natürlich schon gemacht.

Doch Käthy war entschieden mißgelaunt, warum — das wußte sie selber nicht, denn der Ball hatte für sie einen so schönen Verlauf genommen, Siegfried hatte viel mit ihr getanzt und sie hatte durchaus keinen Grund, sich nicht zu amüsiren. Siegfried walzte herrlich, wenn er auch ein wenig zu hoch gewachsen war für ihre kleine Figur, zu der die mittelgroße Gestalt Hans Heideck's besser paßte.

Hans Heideck amüsirte sich jedenfalls ausgezeichnet — ein Umstand, welcher Käthy seltsamer Weise ärgerte. Der junge Studio machte allen Cousinen auf Neu-Wilten der Reihe nach die Cour und schien sich eben mit Nelly vortrefflich zu unterhalten, wenigstens wandte ihm letztere ihr etwas chiffonirtes, lebhaftes Gesichtchen lachend zu und Hans, der unausstehliche Hans, balancirte den Kneifer auf seiner Nase und schien nur Auge und Ohr für seine Tänzerin zu haben.

Herr von Lutz, der mit Reiseerinnerungen aus Tyrol, von deren Wirkung er sich viel versprochen, glänzend Fiasco gemacht hatte, da Käthy erklärte, nichts von Reisen hören zu wollen, sie habe zu Hause genug davon, er solle ihr lieber erzählen, wie seine Stallpferde hießen, folgte dem Blicke seiner übellunigen kleinen Dame und knüpfte ein neues Thema an:

„Was halten sie von Physiognomik, gnädiges Fräu-

lein? Es gehört freilich Uebung dazu, um aus dem Aeußeren auf das Innere der Menschen zu schließen, man unterliegt bei dem Bestreben, menschliche Charaktere zu ergründen, auch sehr häufig Täuschungen, denn manche Charaktere sind. . . ."

„Vollkommen farblos“, warf Käthy ein.

„Ganz recht, gnädiges Fräulein, Auerbach — gnädiges Fräulein kennen doch Auerbach —? sagt sehr treffend in seinen Aphorismen: Viele Charaktere sind nichts, als eine Mosaik von Stimmungen und mit der Zeit bröckeln sie ab. Doch was die Beurtheilung der Charaktere anbelangt, so bin ich der Meinung“ — Herr von Luks legte die Spitzen seiner, mit erdbeersfarbenen Glacées bekleideten Finger aneinander, betrachtete aufmerksam seine Schuhe und war sich bewußt, einen überaus geistvollen, aufzeichnungswürdigen Ausspruch zu thun — „daß man hierbei nicht nur das Exterieur eines Menschen, sondern auch seine Gewohnheiten berücksichtigen muß, ja ich möchte sagen, auch die Eigenthümlichkeiten mancher Personen. Wie finden Sie z. B. die junge Dame, mit welcher Ihr Herr Better, Herr Hans Heideck. . . .“

„Er ist gar nicht mein Better“, fiel Käthy sehr schnippisch ein, „er ist mir ein Fremder, ein ganz Fremder.“

„Bardon, war also ein Irrthum meinerseits, doch, um zu uns'rem Thema zurückzukehren: wie finden Sie die junge Dame, mit welcher Herr Heideck tanzt? Mir gefällt Sie nicht.“

„Mir auch nicht“, sagte Käthy nachdrücklich. Hans mußte eben seiner Tänzerin etwas sehr Komisches erzählen, denn Nelly hielt ihren Fächer vor den lachenden Mund.

„Bin entzückt über diese Uebereinstimmung uns'rer Ansichten“, fuhr Herr von Luks in dem einschläfernden Tonfall, der ihm eigen war, fort, „mir gefallen die Eigenthümlichkeiten dieser jungen Dame, welche Manche merkwürdiger Weise nett finden, ganz und gar nicht. Erstens zeichnet sie mit Vorliebe Carricaturen“, . . . Herr von Luks, dem nichts höher galt, als seine eigene

Person, erinnerte sich einer gewissen Bleistiftskizze, welche ein tüchtiger Zufall ihm einmal in die Hand gespielt hatte, und der Gedanke an das Vorhandensein eines Duplicats oder an die Möglichkeit der Enttöschung eines solchen verursachte ihm das größte Unbehagen. „Bitte, gnädiges Fräulein“, fuhr er fort, „bitte, sehen Sie nicht so beharrlich hinüber, man muß bei dieser extravaganten jungen Dame ja stets befürchten, als Caricatur verewigt zu werden. Malerinnen sind zwar noch lange nicht so schrecklich, wie Blaustrümpfe, allein es herrscht doch eine gewisse Seelenverwandtschaft zwischen ihnen. — Und zweitens braucht Fräulein Kelly das Ihnen hoffentlich unbekanntes Parfüm Nectarine. Erbarmen sie sich, wie kann man Peau d’Espagne brauchen? Ich muß gestehen, daß ich gegen Personen, welche dieses Parfüm wählen, von vornherein eine unüberwindliche Abneigung fasse. Nectarine und Frauenemancipation — ich bekomme Schüttelfrost, wenn ich daran denke.“

Axel Kemmichen kam heranschaffirt, um Käthy in einer Tour zu wählen, und Herr von Luks blieb in der angenehmen Ueberzeugung, diesmal durch seine brillante Unterhaltungsgabe den beabsichtigten Eindruck nicht verfehlt zu haben, zurück. Kaum hatte Käthy erhitzt und glühend von der Mazurka ihren Platz wieder eingenommen, als auch Herr von Luks, wie ein Uhrwerk, welches aufgezogen ist und abschnurren muß, sofort begann:

„Wenn wir das Leben und die Menschen um uns herum betrachten, so stoßen wir oft auf Physiognomien, welche einen entschieden arroganten Ausdruck haben. Demuth, meine ich, könnte Manchem nicht schaden, freilich sagt Auerbach in seinen Aphorismen: Demuth sei eine moralische, aber keine dichterische Kraft, allein es werden, Gott sei Dank, doch nicht Alle als Poeten geboren, und natürlich hängt es auch von der gesellschaftlichen Stellung eines jeden Menschen ab, ob er demüthig zu sein braucht oder nicht. Doch ebenso deprimirend wie Nectarine wirkt auf mich die Physiognomie des Herrn Heideck, ich kenne ihn flüchtig aus unsrer Schulzeit her, er war in

einer der unteren Klassen und von jeher ein arroganter und — pardon, gnädiges Fräulein, — antipathischer Bengel."

"Das ist nicht wahr"! rief Käthy, und ihre blauen Augen blitzten den Sprecher an, „antipathisch ist Hans Heideck nie und arrogant ebenfalls nicht. Ich leide es überhaupt nicht, daß Sie Randbemerkungen machen, die ich nicht hören will, weil — weil —" Hier brach Käthy ab und verstummte.

Herr von Luks war dermaßen verblüfft, daß er einige Minuten vergehen ließ, ohne die Lippen zu regen. Wie nach einem Thema suchend, irrten seine Augen durch den Saal, in welchem eben zwei Paare im Walzer dahinschwebten: Siegfried mit Hilde — und Gerhard mit seiner Frau.

"Weiß der Suckuk, was mich plagte, diesen blonden Kobold zu engagiren?" dachte, sich durch Käthys Benehmen äußerst choquirt fühlend, Herr von Luks, „num, Gott sei Dank, dies ist die letzte Tour und zum Souper führe ich Lisa Hesselker, die hat entschieden mehr Chic, als diese kleine, wilde Kage."

Aber er konnte doch nicht so stumm dastehen, er, der gewandte Salonlöwe.

"Ihr Herr Schwager tanzt", begann er endlich, „mit —" beinah hätte er gesagt: „mit seiner Frau", — was zu dem erstaunten Tonfall der Worte nicht recht gepaßt hätte — mit wahren Feuereifer", vollendete er daher glücklich die Phrase.

Ja, Gerhard Rammnitz tanzte — zum höchsten Erstaunen aller Nachbarn und zur Freude der Gastgeber, deren Fest dieses Wunder hervorgerufen hatte.

Frau von Lennsbach, die aus einem kleinen an den Saal stoßenden, von einer Ampel matt erhellten Gemache im Kreise anderer würdigen Ballmütter mit vornehm gelangweiltem Ausdruck und lässig ihren Fächer bewegend dem Tanze zuschaute, ließ vor Ueberraschung ihre Lorgnette fallen: Gerhard tanzte? Wie konnte er es nur über's Herz bringen, sich nach Karins Tode diesem oberflächlichen Vergnügen hinzugeben?

„Incroyable,“ dachte die alte Dame achselzuckend. Armer Gerhard! Sollst Du in den Augen dieser aus aufgelesenen geistreichen Floskeln zusammengesetzten Schwiegermutter denn nie mehr Antheil nehmen an den, wenn auch oberflächlichen, so doch der Jugend gehörenden Freuden des Lebens? Unbestimmte, seltsame Gefühle bewegten Gerhards Herz, als er, in der Thür des Ballsaales stehend, in das Gewirr des letzteren blickte. Und die Erinnerungen, welche er früher nie heraufzubeschwören gewagt, weil sie ihn an die Zeit seiner im Lampenschimmer und unter den Klängen rauschender Tanzmusik entsprossenen Liebe und an deren zu früh verlorenes Glück gemahnten, diese Erinnerungen ließ er jetzt ruhig durch sein Herz ziehen: Er erinnert sich plötzlich ganz genau eines Cotillons auf einem der Lennsbach'schen Bälle — und dann ersteht vor seinem inneren Auge die Gestalt eines schwächtigen, dunkelhaarigen, halberwachsenen Mädchens mit linkschen Bewegungen, das, auf ihn zutretend, ihm mit einem schüchternen Ausblicken eine Schleife geboten hatte. Er erinnert sich nun auch, daß der hochaufgeschossene Backfisch, trotz seiner linkschen Bewegungen, federleicht getanzt hatte und daß er dann seine Tänzerin zerstreut gefragt, „wo ihr Platz wäre“. Er hatte das junge Mädchen auch später nicht beachtet, es waren da so viele Damen in rosa Toiletten gewesen, und seine Huldigungen hatten ausschließlich dem schönen Mädchen an seiner Seite, der Schwester des unbedeutenden Backfischchens, gegolten.

Gerhards Blick kehrte zur Wirklichkeit zurück und, schärfer in die Reihen der Tanzenden tauchend, fand er bald Rita heraus, die mit strahlendem Lächeln und frohen Augen an ihrem Manne vorüberflog. Sie tanzte mit dem ältesten Sohne des Hauses, der sie eben zu dem mit Cotillonorden und Sträußchen bedeckten Tische führte. Sie wählte eins der zierlich gewundenen Mooskränzchen mit hellblauer Schleife und — „natürlich wird Laska decorirt“, denkt Gerhard mit einem sonder-

baren Anflug von Zorn und wendet sich ab. Ihm ist plötzlich der Anblick des Ballsaales unerträglich. Da schlägt die unmerklich zitternde Stimme seiner Frau an sein Ohr:

„Bitte, Gerhard, willst Du nicht einmal mit mir tanzen?“ Und genau mit demselben schüchternen Aufblicken wie vor Jahren, steht Rita vor ihm.

Er verbeugt sich stumm und legt den Arm um ihre Taille.

Und wie er sie umschlungen hält, da ist's ihm, als flöge ein ihm fremdes Wesen mit ihm durch den Saal. Es ist Rita und doch eine Andere.

Unwillkürlich preßt er die biegsame Gestalt fester an sich und seine Augen ruhen auf ihrem dunklen Haar, das sich wellig um die edel geformten Schläfen legt.

Rita hebt ihren Blick nicht und als ihr Tänzer sie freigiebt und Axel Kemmchen zuführt, da dankt sie ihm mit demselben Lächeln, welches sie seit Wochen für ihn hat, und Gerhard tritt wortlos zurück.

Ihm schwindelt, er ist todtensbleich, und Frau von Lennsbach, die es bemerkt, eilt auf ihn zu und sagt mit ihrer leidendsten Miene:

„Quelle imprudence, lieber Gerhard, Sie sind des Tanzens so entwöhnt. Welch' ein faux pas von Rita, diesen Walzer zu provociren. Sie haben ja seit jenem Balle, den damals der Adel gab und auf welchem uns're Karin ihre letzten Triumphe feierte, nicht getanzt. Aber à propos“, fuhr die alte Dame fort, „gleicht Rita heute nicht wieder frappant uns'rem todtten Engel? Diese leichte, graciöse Manier beim Tanzen; ich finde, sie ähnelt“ . . .

„Durchaus nicht ihrer Schwester“, fiel Gerhard ein wenig brüsk ein, „ich bin heute mehr denn je der Ueberzeugung, daß Rita ein vollkommen eigenartiger Charakter ist.“

„Ich meine die äußere Aehnlichkeit, lieber Sohn, vous n'avez pas compris, Ritas Augen —“

„Haben ebenfalls ihren individuellen Ausdruck.“

Damit verließ Gerhard seine durch diesen unerwarteten Widerspruch verblüffte Schwiegermutter und ging raschen Schrittes in den sich direct an das Haus schließenden Garten, in welchem noch vereinzelt, dem Verlöbten nahe Lampions zwischen den Gebüschschimmerten.

Gerhard wählte die dunkelsten Alléen, die er in fieberhafter Hast durchmaß. Er befand sich im Banne eines ihm unerklärlichen Gefühls; ein Chaos von Gedanken drängte sich in seinem Kopfe; in seinen Schläfen hämmerte es. Im Gehen knickte er einen Zweig von einem Ahorn und strich sich mit dem kühlen, thaufrischen Laube über die erhitzte Stirn. Unermüdblich schritt er auf und nieder, bis er endlich seinen Namen rufen hörte. Es war Hans Heideck, der sich ihm näherte und ihm mittheilte, daß die Damen nach Hause zu fahren wünschten. Frau von Lennsbach wäre übermüdet und Onkel Sascha schlechter Laune, da er, was ihn stets zu ärgern pflegte, im Whist verloren habe. Außerdem klagte er über heftiges Reitzen, da im Spielzimmer Zugluft gewesen wäre. Nun beständen die Damen darauf, Onkel Sascha einen Platz im vierfüßigen Coupé abzutreten, Herr von Lanskä stelle dagegen den freigewordenen Sitz im Landauer zur Disposition. Es wäre ja schon früher beschlossen gewesen, daß Onkel und Nefte auf Rammnitz übernachteten, da für morgen eine Jagd in Aussicht genommen war.

„Meine Frau wird mit mir nach Hause fahren“, entschied Gerhard kurz.

Die Wagen rollen durch die halbdunkle Augustnacht dahin; im Coupé ist es mäusehinstill. Onkel Sascha und Frau von Lennsbach scheinen zu schlummern, und die beiden jungen Mädchen hängen schweigend ihren Gedanken nach.

Hilde wiederholt sich Alles, was Siegfried während des Cotillons mit ihr gesprochen, und sagt sich, daß sie sich beide an diesem Ballabend um ein großes Stück näher gerückt sind.

Durch Musik und Ballfreunde berauscht, hatte Hilde

ihre Schüchternheit, welche sie Lanska gegenüber noch stets empfand, bald überwunden und im Cotillon hatten sie so zutraulich mit einander geplaudert, wie noch nie zuvor. Und aus Hildens achtzehnjährigem Herzen steigt, während sie in den von wenigen Sternen erhellten Himmel blickt, ein Dankgebet auf für das Glück, dessen Kommen sie fühlt. Siegfried Lanska zu lieben, empfindet Hilde schon an und für sich als ein unnenbares Glück.

Auch Käthy schwärmt für Lanska und sie nimmt sich's auf dieser Heimfahrt vor, es nun erst recht zu thun, Hans, der seinen Cotillonstrauß einer der Neu-Wiltenschen Cousinen gebracht hatte, zum Troß. Käthy beugt sich aus dem Wagenfenster und erkennt trotz der Dunkelheit die Dahlenhöfischen Füchse, die sich dicht hinter dem Bierpänner halten.

Als letzter im Zuge folgt der offene, zweifßige Wagen, in dem Gerhard seine Frau fährt.

Nita hat ihre weiße, weiche Kapuze tief in die Stirn gezogen und sich schweigend zurückgelehnt. Gerhard macht sich mit dem Lenken des feurigen Zweigespanns zu schaffen und so stockt die Unterhaltung gänzlich.

„Ach, mein Bettelarmband,“ ruft Nita plötzlich und bückt sich, die Wagendecke zurückschiebend, zu dem teppichbeschlagenen Wagenboden.

Gerhard bringt mit einem Zügelruck die Pferde zum Stillstehen, und, da es zu dunkel ist, um im Wagen einen kleinen Gegenstand zu erkennen, so streicht er ein Bündholz an und leuchtet, die Zügel um den rechten Arm schlingend, mit der Linken.

„Da ist es, danke,“ sagt Nita und hebt den klirrenden Reifen empor.

Auffschauend, streift ihr Auge dasjenige ihres Mannes und der Blick des Letzteren mußte mit sonderbarem Ausdruck auf ihr geruht haben, denn sie erglüht und wendet das Köpfschen verwirrt zur Seite. Gerhard wirft das Streichholz auf den Wegrain und lockert die Zügel.

„Von wem stammen die vielen Münzen an Deiner Armspange?“ fragt er dann mit unsicherer Stimme.

„Ach, von Schulfreundinnen,“ entgegnet Rita und befestigt hastig den schmalen silbernen Reifen um ihr Handgelenk. „In der Schule — ich bin nämlich die einzige unter meinen Schwestern, die eine Pension besucht hat und die nicht ausschließlich zu Hause von Gouvernanten erzogen worden ist — in der Schule schließt man manche Freundschaft, die mit den Jahren an Bedeutung verliert, ein Beweis, daß nicht immer alte Bande die haltbarsten sind. Aber im Grunde habe ich niemals eine wirkliche Freundin besessen, ich war stets scheu und nicht so lustig wie die Andern.“

„Rita, Du standest immer einsam da“, entringt es sich Gerhards Lippen „einsam und —“ „unverstanden“, will er hinzufügen, aber er bezwingt sich, was kümmern ihn die Mädchenjahre seiner Frau.

„Einsam,“ wiederholt Rita leise — „nein, man ist nicht einsam, wenn man sein eigenes Ich nicht verliert. Einsam sein und Mangel an Liebe empfinden, ist nicht das Gleiche.“

Die warme Augustnacht umgiebt die beiden jungen Menschen mit ihrem geheimnißvollen Dunkel. Gerhard führt schweigend die Zügel und Rita schließt die Augen und öffnet sie erst dann, als der Wagen vor dem Schlosse hält.

Ermüdet wünschte man sich gegenseitig gute Nacht oder eigentlich guten Morgen, denn letzterer dämmerte bereits herauf, die Herren verabredeten, nach einigen Stunden zur Jagd aufzubrechen, und dann trennte man sich.

Schwach fiel der Morgenschimmer in den Saal und erhellte kaum das anstoßende, etwas düstere Vorzimmer.

Tiefe Stille herrschte.

Ein leichter Schritt, aus dem Corridor des zweiten Stockwerks kommend, huschte die gewundene Treppe herunter; Käthy, noch in voller Balltoilette, ein leichtes Tuch um die entblößten Schultern und Arme geschlungen, kam in's Vorzimmer geschlichen. Auf dem Spiegeltische

lagen Lanska's Säbel und Mütze. Fast lieblosend unterzog Käthy diese beiden Gegenstände einer genauen Betrachtung.

Wirklich, Lanska war in der schmucken, kleidsamen Uniform zum Küssen, und Käthys kleines Herz brannte wieder lichterloh; sie hatte nicht schlafen können und deshalb das Fenster ihres Zimmers geöffnet und in den Garten auf die im Morgenwinde rauschenden Obstbäume und die thaufeuchten Blumenbeete hinabgeschaut und dabei war ihr ein Gedanke gekommen, wie er nur in einem capriciösen, verliebten, eigenwilligen Köpfcgen eines sehr jungen Mädchens entspringen konnte.

Leise schlüpfte Käthy durch die Glashalle in den Garten; ohne auf ihre dünnen Schuhe und leichte Kleidung Rücksicht zu nehmen, eilte sie von einem Blumenstück zum andern, mit hastigen Fingern ein Sträußchen ordnend. Ein Apfelbaum, dem sie sich unachtsam nahte, bestreute ihr unbedecktes Haupt mit Thau- perlen, ein Stachelbeerstrauch zog ihr das Tuch von den Schultern. Durchnäßt und athemlos stand sie nach einigen Minuten wieder im Vorzimmer und beugte sich über Lanska's Mütze, an welcher sie, mit Hilfe einiger Stednadeln, das duftige Sträußchen zu befestigen suchte.

Ganz in diese Beschäftigung vertieft, überhörte sie das Deffnen einer Thür und schrak erst dann empor, als sie sich ganz unvermittelt Hans Heideck gegenüber sah. Er war ebenfalls noch im Ballanzuge.

Wie eine ertappte Verbrecherin starrte Käthy ihn an; dann erröthete sie dunkel und wollte eben ihre Lippen zu einer trostigen Rede öffnen, als Hans ihr darin zuvorkam:

„Sie sind ein rechtes Kind, Fräulein Käthy, wirklich, ich hätte Sie für vernünftiger gehalten,“ herrschte er die junge Dame an, „so sehen Sie doch nur, wie total durchnäßt Ihre Schuhe sind. Erst wahnsinnig getanzet und dann in das thaufeuchte Gras gelaufen.“

„Müssen Sie mir auch Alles verderben mit Ihrer Einmischung,“ rief Käthy halb verlegen, halb zornig, „woher wissen Sie . . .?“

„Daß Sie im Garten waren? Sie vergessen, daß meine Fenster nach dem Garten zu liegen. Ich habe Sie bemerkt und kam nun — um mich „hineinzumischen“. Aber mit dem, was ich Ihnen gesagt, sind meine Vorwürfe noch lange nicht erschöpft. Warum stehen Sie hier, anstatt, wie es vernünftig wäre, zu schlafen, und warum decoriren Sie die Mütze eines Lieutenants? In welch' ein Licht stellen Sie sich durch diese Unbesonnenheit? Konnten Sie nicht ebenso gut von einem der Domestiken hier überrascht werden? Wissen Sie nicht, daß jede Heimlichthuerei Schatten wirft? Weshalb nicht offen Laska ein Sträußchen bieten? Darin würde ich nichts sehen, aber so — o Käthy, wie müssen Sie noch erzogen werden!“

„Nun ist's genug“, rief Käthy fast weinend und warf den unseligen Strauß heftig zu Boden, „Sie sagen mir zu allen Tageszeiten Ungezogenheiten — Sie, Sie . . .“

Käthy bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen und begann zu schluchzen. Die Scham, ertappt worden zu sein, Uebermüdung nach der durchtanzten Nacht und Empörung gegen Hans erpreßten ihr diese, obwohl kindischen, doch berechtigten Thränen.

So lehnte sie an der Wand, und die Morgenstrahlen fielen auf ihr zerknittertes Ballkleid, ihre mit Erde beschmutzten, durchnäßten Schuhe, ihr wirres, zerzaustes Blondhaar und auf den jungen Mann im Ballanzuge vor ihr, der jetzt, dicht an sie herantretend, mit sanfter Gewalt versuchte, ihre Hände vom thränenüberströmten Antlitz herabzuziehen.

„Käthy, vergeben Sie mir, ich war zu hart“ — Hansens Stimme klang so tief und zärtlich, daß Käthy beim Ton derselben unwillkürlich erschauerte — „vergeben Sie mir; wenn Sie wüßten, wie sehr ich darunter leide, Sie nicht mehr als das frische, freimüthige Wesen, sondern als eine überspannte junge Dame zu erblicken, die sich in ein Gefühl, das jeder Echtheit entbehrt, hineinendkt, in ein Gefühl, das nicht einmal erwidert wird,

denn, Käthy, ebenso wenig wie Sie Vanška lieben, liebt er Sie.“

„O mein Gott,“ schluchzte Käthy, „warum muß ich das anhören, warum beleidigen Sie mich? Warum meiden Sie mich absichtlich und warum suchen Sie mich nur deshalb auf, um mir Dinge zu sagen, die mich verletzen?“

„Warum? Das fragen Sie? Errothen Sie denn nicht, wissen Sie denn nicht — —“

„Gar nichts weiß ich und will auch nichts wissen,“ schnitt Käthy ihm das Wort ab; ihr Zorn gegen den jungen Studenten brach sich nun Bahn — „ich wünschte, ich brauchte Ihnen überhaupt niemals mehr zu begegnen, ich werde Mama bitten, abzureisen, denn ich verabscheue Sie und ich ertrage Ihre Nähe nicht länger. Hören Sie, ich ertrage Ihre Nähe nicht,“ wiederholte sie, mit dem Fuße stampfend.

Dann erschrak sie jedoch über ihre Heftigkeit, denn Hansens graue Augen wurden fast schwarz. Er trat einen Schritt zurück und sagte mit der Ironie, die ihm seit den letzten Wochen eigen war: „Bleiben Sie ruhig auf Kamminiz, gnädiges Fräulein, als Cavalier erachte ich es für meine Pflicht, Ihnen das Feld zu räumen und Sie von meiner unerträglichen Gegenwart zu befreien; Sie haben Recht, ich durfte ihnen nicht derartig begegnen, ich bekenne mich schuldig, die Höflichkeit außer Acht gelassen zu haben. Leben Sie wohl.“

Er wandte sich und ging. An der Thür blieb er stehen und sagte mit veränderter, bittender Stimme:

„Fräulein Käthy, ich kann nicht so von Ihnen scheiden, geben Sie mir ein gutes, ein versöhnendes Wort auf den Weg.“

Käthy rührte sich nicht, preßte die Lippen zusammen und schwieg.

Ueber Hansens scharfgeschnittene Züge zuckte es wie tiefe Trauer. Dann richtete er sich fest und entschlossen empor:

„Gut also, ich gehe ohne Ihren verzeihenden Scheide-

gruß. Ich gehe und kehre nicht wieder nach Rammnitz zurück oder" — er zögerte — „nur dann, wenn Sie mich rufen.“

Sein Schritt verhallte und Käthy stand noch immer regungslos, dann, achtlos das am Boden liegende Sträußchen zertretend, eilte sie die Treppe hinan auf ihr Zimmer. Sie fühlte sich zum Sterben unglücklich und weinte sich endlich in den Schlaf.

Als sich die Damen des Hauses zu schon ziemlich vorgeschrittener Tageszeit am Frühstückstisch versammelten, erwartete sie dort die Nachricht von Hans Heidek's Abreise.

Frau von Lennsbach äußerte Erstaunen, Rita und Hilde bedauerten lebhaft die Abreise des jungen Betters, nur Käthy schwieg und rührte ihren Kaffee.

Als die Herren von der Jagd heimkehrten, erfuhren die Hausgenossen den Inhalt eines Briefes, den Hans für Gerhard hinterlassen hatte: Er habe, so schrieb Hans, gestern auf dem Ball von einem Commilitonen die Aufforderung erhalten, sich einer Fuchtour in die livländische Schweiz anzuschließen. Nicht gleich eine definitive Zusage gebend, habe er dieselbe dennoch in Aussicht gestellt. Ueber Nacht wäre ihm nun die Reiselust gekommen und da der Termin zum Beginn der Tour schon auf heute Nachmittag angesetzt sei, so habe er keine Zeit zu verlieren und empfehle sich daher auf Französisch, um von der nahen Stadt aus mit Postpferden den Rendezvous-Ort der Touristen zu erreichen. Herzliche Grüße folgten und die Bitte, etwaige, unter seiner Adresse einlaufende Briefe ihm nach Station Segewold, poste restante, nachzusenden.

„Dahinter steckt etwas Anderes“, meinte Gerhard kopfschüttelnd, „Hans wird bei seiner Zurückkunft beichten müssen.“

„Er kehrt nicht zurück“, dachte Käthy beklommen.

*

*

*

Die Dahlenhöfische Ruine, wie sie gewöhnlich genannt wurde, oder die Ermburg, wie sie eigentlich hieß, war im Vergleich zu vielen andern Schloßüberresten noch wohl erhalten. Sie lag am Ende des stark verwilderten Gulsparkes, dessen Bäume ihre Nester über die bröckelnden Mauern neigten, auf einer kleinen Anhöhe, von welcher man nach drei Seiten hin einen ziemlich weiten Ausblick hatte. Der ehemalige Schloßgraben floß in starker Strömung unter dichtem Ellerngestrüpp über große Steine, welche aus dem braungrünen Wasser hervorschauten, dahin und verlor sich dann, murmelnd und rauschend und sich immer mehr verengend, im Parke, wo nur ab und zu kleine Brückenstege sein Dasein verriethen und wo Farrnkräuter und Schlingpflanzen sich über ihm zu einer grünen Decke verspannen.

Ein Mittelthurm und zwei Eckthürme der Ermburg waren noch wohl erhalten, besonders ersterer, in den man tief hinuntersteigen mußte. Durch einen niederen Thorbogen gelangte man in den Innenraum, in dessen Mitte eine Linde hoch emporstrebte, und wo unter dem Steingeröll Gras hervorsproßte und blaue Glockenblumen und wilder Rittersporn sich auf schlanken Stengeln wiegten. Der Thurm hatte ursprünglich drei Stockwerke gehabt; wo das zweite begonnen, ließ sich allenfalls noch an der Mauer erkennen, vom dritten jedoch war nur noch an einer Stelle der Wand ein kleiner Theil erhalten. Neben dem Eingange des Thurmes mündete ein verdeckter Treppengang, dessen Stufen man nicht gefahrlos zu erklimmen vermochte; nur in gebückter Haltung konnte man die halb verschüttete, schmale Treppe hinaufsteigen, bis man zu dem Ueberreste des dritten Stockwerks, der kleinen Plattform, gelangte, welche über einem der Bogenfenster wie ein Vogelneest unter den Mauerzinnen klebte.

Wie an fast alle alten Ruinen, so knüpfte sich auch an diesen Thurm eine Sage: Im Volksmunde hieß es, daß einst ein Burgfräulein dem Geliebten aus einem der Fenster Grüße gesendet habe, bis die Liebe ein jähes und trauriges Ende gefunden.

Da Treppe und Plattform äußerst morsch waren, so hatte Onkel Sascha wiederholt die Absicht ausgesprochen, das Gemäuer abtragen zu lassen, jedoch Hilbe hatte so flehentlich gebeten, dem Zahne der Zeit nicht vorzugreifen, nicht den Verfall der alten Burg zu befördern, daß Onkel Sascha sich erweichen ließ, Hilben jedoch das Versprechen abnahm, sich niemals dem gefährlichen Gange anzuvertrauen.

„Der Eingang zur Treppe stürzt doch über kurz oder lang ein und dann hat die ganze Geschichte keinen Witz mehr,“ brummte er, „die Treppe ist ja schon jetzt kaum benutzbar.“

Der Burghof bildete ein längliches Viereck, in welchem alte Bäume geheimnißvoll rauschten. Die beiden anderen Thürme waren mehr von der Zeit mitgenommen, doch, fest und massiv, versprach ihr Mauerwerk noch manches Jahr an sich vorüberziehen zu lassen. Das Gut, zu dem die Ermburg gehörte, hatte in alten Zeiten den Namen der Burg getragen, allein als es in die Familie derer von Dahlen überging, nannte es der erste Besitzer Dahlenhof.

Zwischen Hilbe und Lanska bildete die Ermburg ein häufiges Gesprächsthema. In einer Wand des westlichen Thurmes befand sich eine noch deutlich zu entziffernde Inschrift, der Namenszug eines Ritters. Im Gutsarchiv hatten sich einige Aufzeichnungen — die Geschichte der Burg betreffend — erhalten, und Hilbe entdeckte in ihrem Spielkameraden einen bewanderten Historiker, der ihr Erklärungen und Erläuterungen gab, der unmerklich ein Blatt nach dem andern vor ihr entrollte und ihr gesprächsweise ein Culturbild vorführte. War es wirklich nur das Interesse für Historik, welches Hilbe so athemlos lauschend zu Siegfried aufblicken ließ und ihr diese Stunden zu den köstlichsten ihres Daseins gestaltete.

Und Siegfried ritt trotz des anhaltenden Regenwetters, welches der Ballnacht gefolgt war, täglich die kurze Strecke durch den Wald nach Rammnitz hinüber, um

die zweite Hälfte des Tages dort zu verbringen. War es Rita oder Hilde, die ihn jetzt anzog? er wußte es selber nicht, er dachte auch nicht darüber nach; es hätte ihm aber etwas zu seinem Leben gefehlt, wenn nicht die Stunden gewesen wären, die er in ihrer Gesellschaft verbrachte. Er widmete sich den beiden Damen in seiner ritterlichen Art; Hildens mädchenhaftes, etwas zurückhaltendes Wesen entzückte ihn und für Frau Rita empfand er unverminderte Bewunderung und oft folgte ihr sein Blick in stummem Vorwurf, wenn er wahrnahm, daß die junge Frau seit jener Unterredung im Garten ein Alleinsein mit ihm zu vermeiden suchte. Fürchtete sie eine Wiederholung jener Worte, die er an jenem Abende zu ihr gesprochen? Vertraute sie ihm so wenig? Welch' ein Räthsel war ihm zuweilen diese Frau, ein Räthsel, über welches er nachgrübelte. Liebte sie ihren Mann, diesen Egoisten? Was fesselte sie an seine Seite? Sie war so gleichmäßig ruhig gegen ihren Gatten und lezterer, der sie oft wie in Selbstvergessenheit unverwandt angeschaut hatte, vermied es jetzt, sie mit einem Blicke zu streifen. Gerhard war seit dem Ball schweigsamer denn je, war viel in seiner Wirthschaft beschäftigt, gesellte sich daher selten zu den Andern.

Frau von Lennsbach schrieb auf ihrem Zimmer zahllose Briefe; sie trug sich bereits wieder mit Reiseplänen und setzte sich daher mit ihren ausländischen Freunden in Verbindung.

„Ich bin überflüssig auf Rammnitz“ sagte sie sich, „weder Gerhard noch Rita bedürfen eines Trostwortes, eines mütterlichen Zuspruches. Rita scheint sich über ihre unglückliche Ehe hinwegzusetzen und Gerhard die Erinnerung an Karin unangenehm zu berühren. Mais — il n'a pas de coeur, cet homme.“

Und Frau von Lennsbach griff zu einem parfümirten Briefbogen und fragte bei ihrer Cousine, der Gräfin M., an, wann dieselbe nach Neapel zu gehen gedenke; danach wollte sie ihre Dispositionen treffen.

Räthy, die merkwürdiger Weise seit einigen Tagen

ihre harmlose, halb unbewußte Koketterie mit Laska aufgegeben hatte, spielte den Gasparonewalzer oder ging ohne Regenschirm im Regen spazieren. Wie ein kleiner Waldgeist, die Capuze ihres Regenmantels über den Kopf gezogen, streifte sie durch den in grauen Dunsthauch gehüllten Wald, von dessen Zweigen Wasserbäche rieselten.

Nitas Reitpferd war bereits angelangt, die Schneiderin aus der Stadt hatte ein dunkelblaues Reittkleid geliefert, und der Umschlag des Wetters wurde von der jungen Frau mit Sehnsucht erwartet. Sie sprach ihre Ungeduld mehrere Mal aus, was Gerhard auf den Gedanken brachte, seine Frau könne es nicht erwarten, mit Laska auszureiten. Diese Vermuthung versetzte ihn in eine Gereiztheit, die er zu bemänteln suchte, da er im Verkehr zwischen Nita und Siegfried eigentlich nichts fand, was auf ein die Beiden fester verknüpfendes Band hätte deuten können — die ihn jedoch veranlaßte, seiner Frau so viel als möglich aus dem Wege zu gehen. Er war unzufrieden mit sich selbst und das Unklare seiner Stimmung bedrückte ihn.

Nita war unmerklich stiller geworden, ihre, zuerst etwas provocirte Lebhaftigkeit hatte einer gleichmäßigen Heiterkeit Platz gemacht, die zu der Ruhe ihrer Bewegungen stimmte und die sie unendlich liebenswürdig und anziehend erscheinen ließ. Sie hatte nun einen neuen Vertrag mit dem Leben geschlossen, sie wollte demselben die Lichtseiten abgewinnen. Sie hatte über ihr leidenschaftliches Herz einen Sieg errungen; Gott hatte sie und einen Andern vor einem unbesonnenen, gewagten Schritte bewahrt, er würde ihr auch den ruhigen Weg der Pflichterfüllung, den sie fortan mit heiterer Stirn gehen wollte, ebnen. Gewiß, es war frevelhaft von ihr gewesen, nur dem Einen, dem einzig Geliebten Leben zu wollen, denn auf der Welt lebt man für alle Mitmenschen und um Gutes zu wirken mit Worten oder Werken, dazu bedarf es keines langen Suchens nach einem Felde der Thätigkeit. Und Nita

nahm sich vor, eine echte, rechte Gutsfrau zu werden, und der Antheil, den sie an den Leiden und Freuden Anderer nehmen wollte, sollte die letzten Schlacken aus ihrer Seele fortspülen.

Zwei sonnige Tage, welche die Wege trockneten, und am dritten eine Einladung nach Dahlenhof brachten auf Rammnitz wieder Abwechslung nach der trüben Einförmigkeit der Regenzeit, die auf dem Lande die Einsamkeit noch fühlbarer macht.

Onkel Sascha litt an heftigem Rheumatismus und hatte in Folge dessen Stubenarrest; er saß auf seinem alten gepolsterten Ledersessel oder humpelte an seinem Stoch durch die Zimmer.

Seine bejahrte Wirthschafterin Male hatte ihre liebe Noth mit dem alten, noch rüstigen Herrn, der Flanellbinden und Stillstutzen und Hinken nicht vertragen konnte. Besonders wenn sich der Herr Lieutenant auf Rammnitz befand, war, wie Male seufzend behauptete, „gar kein Auskommen nich mit dem alten Baron.“

Die Verstimmung des Letzteren wurzelte zum Theil auch darin, daß Siegfrieds Urlaub bald sein Ende erreichte, und wenn der alte Herr, ingrimmig rauchend oder die Zeitung lesend, darsaß, so vergegenwärtigte er sich den Zeitpunkt, wo der Nefte, der einzige Sohn seiner seligen Schwester, der Herzensjunge, den er liebte als wäre er sein eigenes Kind, wo der nicht mehr durch sein heiteres Geplauder und seine liebevolle Fürsorge ihn das Alter vergessen machen würde. Und doch, anstatt mit jeder Minute des Beisammenseins zu geizen, trieb er ihn fast täglich nach Rammnitz und langweilte sich einige Stunden allein.

„Er soll sie lieb gewinnen, die Kleine,“ sprach er vor sich hin, und blickte Siegfried nach, der, zum Fenster hereingrühend, aus dem Hofthore ritt und den Weg nach Rammnitz einschlug.

Und Onkel Sascha trommelte mit ausgespreizten Fingern auf der Seitenlehne seines Sessels und verlor sich in Gedanken von Zukunftsträumen zu Rück-

erinnerungen. „Na, versteht sich, einmal ist man auch jung gewesen!“ Und die Ermburg wußte von einem Sommertage zu erzählen, an dem der Dahlenhöfische Gutsherr, ein Mann auf der Grenze zwischen Alter und reiferer Jugend — der Zeit, wo das Herz noch einmal spricht — die junge Frau seines Nachbarn und Schulfreundes, auf dem alten Schloßwall umhergeführt, ihr, auf die mächtigen Trümmer weisend, die einzelnen Theile einer Burg nennend. Doch die junge Frau mit den wunderbaren dunklen Augen hatte mit ängstlicher Scheu auf die Ueberreste einer wilden Waffenzeit geblickt und fröstelnd gemeint: die Mauern wären so kalt wie das nordische Land, dessen Sonnenschein den Wolkenhimmel kaum durchdringen könne. Und der stattliche Gutsherr hatte tiefer in die Augen der jungen Frau geschaut — ja, dort in jenen Sternen stimmerte es heller als der Sonnenschein auf dem Schloßgraben. — — —

Der Wind wehte durch die geöffnete Verandathür ein gelbes, zusammengerolltes Blatt vor die Füße des alten Mannes.

„Alles vorbei,“ sagte Onkel Sascha gleichsam wie aus einem Traume erwachend, und bückte sich dann mechanisch nach dem welken Blatt. Dabei glitt die warme Decke von seinen Knien . . .

„Male!“ rief er zornig, „au, wie das zwickt! Wo in drei Teufels Namen steckt denn die Dammeldose, die Male?“

„Was knurrt er nu schon wieder?“ brummte Male respectwidrig in der Küche. „Ich kann doch nich den Grapen fallen lassen? Alles muß immer fliegen bei ihm.“

Poesie der Jugend, die Beschwerden des Alters verweisen Deine Spuren und dulden nicht einmal Deine Erinnerungen.

Es war in der Morgenfrühe, als Käthy durch den Wald ging. Der Thau lag noch auf den Gräsern, und die Sonne fiel schräg auf den Weg, so daß Käthy

wie in Licht gebadet erschien. Sie hatte ihren Sonnenschirm schützend aufgeschlagen und raffte mit der Rechten ihr Morgenkleid empor. So schritt sie dahin — das blonde Köpfchen in Gedanken geneigt. Wo weilten wohl letztere? Weit, weit flogen sie dahin — zu den Bergen der livländischen Schweiz, auf deren Spitzen vielleicht jetzt zu derselben Stunde ein junger Student stand und — die Brust von Wanderlust geschwellt — hinabschaute in das Land.

Räthy seufzte tief auf — —

Nun ist er fort in die weite Welt,

hat keinen Abschied genommen . . .

Immer wieder drängte sich der traurige Reim auf ihre Lippen, und sie beschleunigte ihre Schritte und eilte ziel- und planlos weiter, bis sie, aus dem Walde hinausstretend, am Saume desselben stehen blieb. Vor ihr im Morgenscheine breitete sich das Thal aus, ein leichter blauer Dufte schwebte über der Landschaft. Nur wenige Schritte von dem jungen Mädchen entfernt lag das Behrsing-Gesinde. Unbewußt, vielleicht durch einen Trieb des Herzens geleitet, war sie hierher gewandert und einem zweiten Impulse folgend, trat sie durch die niedere Thür in das Häuschen.

Die Behrsing-Wirthin stand am Herd und das Kleinstes schlief in seiner Wiege, welche von der Decke herabhing.

„Bai Deewing, das Fräulein!“ rief die rundliche Frau und wischte, den Besuch zum Ausruhen einladend, mit der Schürze über einen Stuhl mit grob geflochtenem Strohsitz. Doch Räthy trat zur Wiege und beugte sich über das Kind, welches mit geballten Fäustchen süß und fest schlummerte.

„Ist das Minning nun wieder gesund?“

„Ja, Gott und dem jungen Herrn Doctor sei Dank!“ erwiderte die Mutter, und nun ergoß sich ein Redestrom aus ihrem Munde. Räthy mußte den Beginn und Verlauf der Krankheit in aller Ausführlichkeit erfahren, wie der Herr Doctor gekommen sei, als es gerade am schlimmsten gestanden, denn das Kind habe in Krämpfen

gelegen, und wie gut und freundlich der junge Herr gewesen sei, und das Minning habe ihn, gerade so, als ob es wüßte, daß er es gesund machen würde, angeschaut und sich auch von ihm auf den Arm nehmen lassen.

Käthy schaukelte leise die Wiege und hörte zu. Hier, wo sie eben stand, hatte Hans damals gefessen, hier in der kleinen Stube, wo die Querbalken der Decke vom Rauch geschwärzt waren, wo sich, lustig aus einem Topfscherben emporschießend, die Epheurante um das schmale Fenster schmiegte, wo die weißlackirte, mit einer in den schreiendsten Farben gehaltenen Blumenguirlande verzierte Wanduhr in einem großen, von dem Behrsing-Wirthen selbst gezimmerten Gehäuse tickte, und wo die hellpolirte Kaffeekanne in einer Ecke auf dem festgestampften Lehm Boden stand. — Betten, ein Tisch und ein Kasten vervollständigten die Ausstattung der sauber aufgeräumten Stube, welche trotz ihrer Armlichkeit einen wohllichen Eindruck machte.

„Ja, sehen Sie, Fräulein“, schloß die Behrsing-Wirthin, „daß mein Mann, der Jahn, keinen Sarg zu zimmern brauchte für unser Kind, das danken wir, nächst Gott, dem guten jungen Herrn. Der Himmel möge ihn segnen und ihm eine liebe junge Frau bescheeren.“

Käthy seufzte wieder — ihr war's, als höre sie die Stimme der redseligen Frau wie aus weiter Ferne an ihr Ohr dringen, als empfände sie plötzlich einen schmerzhaften Druck, als müsse sie weinen, ohne Ende weinen.

Behutsam zog sie den groben, mit Borden durchwebten leinenen Vorhang wieder um Klein-Minnings Wiege und verließ nach kurzen Abschiedsworten die Stube. Draußen kam ihr der Wirth mit seinen anderen Kindern und einem Getreidesuder entgegen. Der vorjüngste Knabe hielt stolz den Schimmel am Zügel, und die andern drei stützten mit Harken die hohe Wagenladung. Sie sahen Alle sonnenverbrannt und fröhlich aus, und Käthy gerieth durch diesen Anblick auf noch trübsinnigere Gedanken.

„Das sind glückliche Menschen“, mediterrte sie, „sie

haben ihre tägliche Arbeit und wenig Bedürfnisse. Sie erfüllen ihr Tagewerk und wissen, daß sie ihr Brod verdienen müssen. Aber ich? Wozu bin ich auf der Welt? Zu was bin ich nütze und wem unentbehrlich? Mama liebt mich zwar, sieht aber in mir immer noch ein Wickelkind oder verlangt, daß ich mich wie eine Dame benehme. Auch Hans sagte, ich müsse noch erzogen werden."

Hans und immer wieder Hans —!

Käthy pflückte ein Maßliebchen, das am Waldwege blühte — „Hans hält auch nichts mehr von mir, also was bin ich denn? Nur ein überflüssiges Menschenkind."

Eine Tanne streckte ihre knorrigen Wurzeln dergestalt aus dem Boden empor, daß sie eine Bank bildeten. Käthy nahm auf diesem Waldsessel Platz und blickte träumerisch durch das niedere Geäst. Sie lag im Kampfe mit sich: eine innere Stimme flüsterte ihr unablässig zu: Hast Du endlich Dich selbst erkannt? Du bist ein Kind, ein launisches Kind, das, von einem falschen Wahne befangen, ein treues Herz, welches Dich am besten versteht, welches Dich leiten und schätzen würde, von sich gewiesen hat. „Liebt Hans mich denn wirklich, mich das eigenwillige, unerzogene Mädchen?“ frug sie sich und erröthete dann bei dem Gedanken an Hansens letzte Worte: „Ich komme nicht zurück, — oder nur dann, wenn Sie mich rufen.“ Und unwillkürlich begann Käthy die weißen Blättchen des Maßliebchens abzurupfen: „Er kommt — er kommt nicht — er kommt! —“ Da erklang das Geläut der Glocke, welches die Leute von der Feldarbeit zum Frühstück rief, und in die raschen Klänge mischten sich langgezogene, unmelodische Töne, welche im Walde ein disharmonisches Echo weckten.

„Ach, die abscheulichen Hunde!“ rief Käthy, von ihrer Wurzelbank empor schnellend.

Auf Kamminz heulten nämlich alle Hofhunde, sobald die Glocke gezogen wurde; ihre Stimmen hatten den Waldeszauber gebrochen und Käthy trat den Heimweg an. Um sie her sang und zwitscherte es in den Zweigen,

als wäre es noch blühender Lenz, und im Herzen des blonden Mädchens rangen verletzter Stolz, Trotz und ein noch nie empfundenes, unbekanntes, aber unsäglich süßes Gefühl mit einander.

Am Nachmittag, der diesem thaufrischen Morgen folgte, brach man auf Rammnitz nach Dahlenhof auf. Frau von Lennsbach fuhr mit den beiden jungen Mädchen in einer offenen Kalesche und Rita nahm bei Gerhard ihre erste Reitlection. Die Kalesche, aus der, je nach den Krümmungen der Straße, die farbigen hellen Sonnenschirme bald auftauchten, bald zwischen dem Laube verschwanden, rollte in den tiefen Wegspuren dahin; Käthy beugte sich ab und zu aus dem Wagen, um sich nach dem Paare zu Pferde umzuschauen, doch Rita ritt so langsam, daß sie und ihr Begleiter bald zurückblieben. Hilbe war gegen ihre Gewohnheit lebhaft und regte Frau von Lennsbach zu Reiseschilderungen an. Ihre Augen glänzten, und sie brachte durch Interesse bekundende Fragen die alte Dame auf weitere Erinnerungen. „Sie ist doch recht nett,“ dachte Frau von Lennsbach, da Hilbe ihr beim Besteigen ihres Steckenpferdes Vorschub leistete.

Käthy schaute ein wenig blaß darein und schwieg beharrlich; es war, als hätten die jungen Mädchen die Rollen getauscht.

Die Liebe übt eben nicht auf alle Naturen den gleichen Einfluß.

Liebe ist von allen Lehrern
Der geschwindeste auf Erden — —

Diesen Spruch konnte man bei der Lection, welche Gerhard seiner jungen Frau erteilte, nicht anwenden, denn die Reitinstructionen wurden in so knappen, abgemessenen Worten und mit so gleichgiltiger, kalter Stimme erteilt, daß kein Ohr auch nur den leisesten Anklang an Liebe aus ihnen herauszuhören vermocht hätte. Und doch — auch die Gleichgiltigkeit konnte sich in pädagogischer Hinsicht mit der Beherrscherin des Weltalls,

der Liebe, messen, denn Rita machte erstaunlich schnelle Fortschritte. Reiten ist ebenfalls ein Talent, wie Musik, Malen u. s. w. und ebenso ein angeborenes. Keine Schule kann einen guten Reiter oder eine perfecte Amazone bilden, wenn die Naturanlagen dazu fehlen; man muß Grazie und Sicherheit besitzen, um eine hübsche Figur zu Pferde zu machen. Bei Rita waren diese beiden Eigenschaften vorhanden, sie begriff auch sofort, wie sie die Zügel zu fassen und ihr Pferd zu lenken habe. Grazieös und anmuthig saß sie in ihrem dunklen, eng anschließenden Reitcostüm auf dem Rücken der zierlichen braunen Stute, die unter ihrer leichten Bürde auf dem Grasrain neben der Straße dahintänzelte. Wer den Gutsherrn von Rammnis an der Seite seiner Frau dahintraben sah, mochte denken: „welch passendes und auch wohl glückliches Paar —“ doch hätte er eben einen Einblick in die Seelen dieser beiden Menschen gethan, so hätte er gefunden, daß ihre eigenen Gedanken eine tiefe Kluft zwischen ihnen bildeten und daß kein Steg da war, um letztere zu überbrücken.

Gerhard dachte: „sie interessirt sich für Lanzka und wünscht ihm zu gefallen und — weiß Gott — sie ist schön und vermag Herz und Sinne eines Mannes zu bezaubern. Sie ist schön — ich habe es immer gewußt, allein es war eine Andere, die ich vor mir zu sehen glaubte — nun aber erblicke ich nur sie, nur Rita — mein Weib!“

Er lächelte bitter: „Du bist ein Thor“, sagte er sich, „Du stehst Deiner Frau so fremd, und ihre sich Dir gegenüber stets gleichbleibende Freundlichkeit ist ein Beweis, daß Du ihr gleichgiltig bist; sie begegnet Dir freundlich, der Welt wegen — nur um desto sicherer mit Anderen verkehren zu dürfen.“ Gerhard gestand sich nicht, daß er kein Recht hatte, auf mehr als auf höfliche Freundlichkeit Anspruch zu erheben, denn er selber hatte seiner Frau ja nur kalte Höflichkeit geboten — doch die Männer geben sich in solchen Verhältnissen niemals die Schuld. Sobald ein neues, unbefriedigtes

Gefühl in ihnen erwacht, so suchen sie, als geborene Egoisten, die Schuld in der Frau. Auch manche kluge und edle Männer machen hierin keine Ausnahme, gerade sie, ihre Kraft und Ueberlegenheit fühlend, heischen oft, obzwar auch fähig, zart und innig zu empfinden, doch das, was ihnen versagt wird, weil sie eben Herren der Schöpfung sind. Nur Schwächlinge betteln. Ein ganzer Mann dagegen erobert und siegt im Sturm oder wirbt mit einer Reinheit und Zartheit, durch welche doch seiner stolzen Macht und Ueberlegenheit nichts verloren geht. Aber sollte etwa Gerhard Rammitz um die Liebe seiner Frau werben, jetzt, nachdem er sie aus Egoismus ohne Liebe geheirathet? Sollte er nun vor sie hintreten und sagen: „Das Bild, das ich mir im Markte des Lebens erstanden, ist aus seinem Rahmen getreten, es ist erwacht, es athmet und lebt und um dieses Lebens willen liebe ich es jetzt. Aus der todten Asche ist ein Funke aufgesprüht, aus der alten Liebe blühte eine neue empor.“ Würde die junge Frau den Mann, der ein Jahr hindurch keinen Versuch gemacht, sich ihr zu nähern, würde sie ihn nicht mit erstaunten, ruhigen Augen anblicken und ihm erwidern: „Mein Freund, ich bin unserem Contract treu geblieben und wünsche keinen Bruch desselben“ — und wäre es etwa ein Wunder, wenn sie jenem Andern, dem blonden Husaren, ihr unbegehrtes Herz geschenkt hätte? Bei dieser Vorstellung wallte es wild und heiß in Gerhard auf, ein Sporendruck ließ seinen Knappen sich hoch aufbäumen, dadurch erschrocken, machte Nitas Pferd einen Seitensprung und schnellte dann in hastigen, ungleichen Sätzen vorwärts, doch eine feste Hand griff in die Zügel — noch ein paar Galoppsprünge — und Grane mäßigte ihr beschleunigtes Tempo.

Gerhard hielt noch immer die Zügel, sein Antlitz trug alle Zeichen der Erregung, die Lippen unter dem kleinen, blonden Schnurrbart zuckten. Wie ruhig dagegen waren Nitas Züge, sie hatte, trotz der Unart

ihrer Pferdes, keine Angstlichkeit verrathen, vollkommen sicher hatte sie jeder Bewegung Grane's nachgegeben, ohne an den Zügeln zu zerren oder sich an den Sattelknopf zu klammern.

„Danke,“ sprach sie jetzt, ohne ihr Profil zu wenden, „bemühe Dich nicht weiter, Gerhard, ich werde versuchen, mich mit Grane zu befreunden und allein mit ihr fertig zu werden. Wenn man auf eigene Kraft angewiesen ist, kommt man am ehesten zum Ziel.“

Gerhard ließ die Zügel fallen.

„Du bist für eine Anfängerin schon sehr weit gelangt,“ bemerkte er dann kalt, allein seine Augen umfaßten dabei die Gestalt seiner Frau, und Augen erzählen oft mehr, als Worte es vermögen. Rita's Wangen färbten sich mit einem höheren Roth, unwillig schürzte sie die Lippen; sie fühlte, daß Gerhard sie betrachtete und es empörte sie, dieses „Anstarren,“ das sie einst so ganz anders ausgelegt, indem sie ein wärmeres Gefühl zu entdecken geglaubt hatte. „Es war nicht, um mir eine Freude zu bereiten, daß er mir das Reitpferd kommen ließ,“ dachte sie bitter, „sondern nur, um eine neue Variation der Karin-Reminiscenzen in Scene zu setzen.“ Zorn gegen die todtte Schwester überkam sie, aber sofort schämte sie sich dieser eifersüchtigen Regung. „Arme Schwester,“ seufzte sie, „Dir war es nicht beschieden, an seiner Seite das erhoffte Glück zu genießen, und nun, über das Grab hinaus, stellt sich dein Andenken zwischen ihn und mich. Allein ich zürne Dir nicht, denn nicht Dein ist die Schuld. Und doch, obgleich Du im dumpfen Sarge schläfst und ich lebend neben Gerhard weile, bist doch Du die Glücklichere von uns beiden, Du stehst ihm näher, obzwar die größte Trennung, die es giebt, zwischen Euch besteht, denn Dich liebt er bis in den Tod und ich bin ihm fern, weil ich ihm nichts, o gar nichts gelte.“

Rita hob aufathmend den Kopf: Alles um sie her war dazu angethan, um das Herz sich weiten zu lassen. Die Luft, von Sommerfäden durchzogen, hatte jene

eigene intensive Klarheit und Reinheit, die sie im Herbst annimmt, die Bäume trugen schon gelbe und rothe Blätter, der Wald war köstlich in diesem ersten Herbstschmuck, ausdrucksvoll, konnte man sagen, denn gleichwie der Mensch in vorgerückten Jahren in seinen Zügen und seinem Wesen an Ausdruck gewinnt, also erscheint auch der herbstliche Wald dem Auge ausgeprägter als im Lenze, wo ein zartes Grün wie ein einfarbiger Schleier die Bäume deckt.

„Wollen wir etwas schneller traben, Gerhard,“ unterbrach Rita das Schweigen, „die Andern haben einen großen Vorsprung und Onkel Sascha liebt es nicht, mit dem Kaffee zu warten.“

Rita wollte aus dem Bereich dieser Blicke gelangen, die sie wie einen körperlichen Schmerz empfand.

Onkel Sascha war in der That bereits ein wenig ungeduldig. Obgleich er heute seinen besseren Tag hatte, war er dennoch gezwungen, das Zimmer zu hüten.

„Wo bleiben denn die Nannniger?“ fragte er ein Mal über's andere seinen Neffen, „und ob die Male auch einen Blumenstrauß auf den Kaffeetisch gestellt hat? Weißt Du, Junge, so 'ne Junggesellenwirthschaft, wie die meine, taugt eigentlich nichts. Man sagt wohl, ledig bleiben wäre besser, aber ich denke, wenn man jede Freude und jeden Aerger mit Jemandem theilen kann, so ist erstere doppelt und von letzterem bleibt, da er getheilt wird, nur die Hälfte nach. Siehst Du, Junge, das viele Verliebtsein führt zu nichts, dabei zerspittert man nur seine besten Gefühle, aber einmal muß der Mensch lieben und dann auch heirathen, wenn es sich nämlich so macht und nach Wunsch auskommt.“

Onkel Sascha seufzte und fuhr gerührt fort:

„Siegfried, sag' mal, hättest Du Lust zum Heirathen? Sieh', ich möchte meine Augen schließen mit der Gewißheit, daß Du eine liebe und treue Lebensgefährtin gefunden hast, ich möchte wissen, wer Dir vom Schicksal bescheert ist.“

„Onkel,“ lachte Siegfried, „ich verspreche Dir, mich zu verhehlichen, aber wann und mit wem, das steht noch lange nicht fest bei mir, erst will ich mich ernstlich prüfen, bis —“

„Bis Dir ein Anderer die Braut vor der Nase fortschnappt. Weißt Du, das passirt manchmal; als die Garden durchzogen, da —“

„Die Rammnitzer Kalesche und Frau von Rammnitz zu Pferde,“ rief Lanska und eilte den Gästen entgegen.

Grane tanzte ungeduldig über den Kies, und Rita, die durch den Ritt Farbe bekommen hatte, sah so wunderhübsch im Sattel aus, daß Käthy — mit beiden Füßen zugleich aus dem Wagen springend — voll ehrlicher Bewunderung und in dem längst nicht mehr angeschlagenen burschitosen Ton ausrief: „Du machst eine famose Figur zu Pferde, Rita, und bist ja von einer grandiosen Sicherheit, und Du, Gerhard, kannst ordentlich stolz sein auf Deine Frau. Bitte, Mama, ich möchte auch reiten lernen; wenn es mir einmal im Leben schlecht geht, so werde ich Schulreiterin im Circus. Das macht am wenigsten Kopfzerbrechen.“

„Kann jedoch unter Umständen halbsbrechend sein“, versetzte Lanska lächelnd und bot mit ehrerbietiger Vereignung Frau von Lennsbach den Arm.

Gerhard, der seine Frau vom Pferde hob, entging nicht der Blick freimüthiger Bewunderung, mit dem die verwegenen blauen Augen des Husaren Rita streiften. War es eifersüchtiger Zorn, der Gerhards Stirn dunkler färbte, als die junge Frau, den Arm leicht um seinen Nacken legend, an seiner Hand aus dem Sattel glitt?

Lanska machte so ungezwungen die Honneurs des Hauses und war so hinreißend liebenswürdig, daß Gerhard sich gestehen mußte, daß es dem Lieutenant nicht schwer fallen könnte, auf ein Frauenherz Eindruck zu machen; er besaß ein seltenes Geschick darin, mit Jedermann eine fesselnde Unterhaltung anzuknüpfen, und Gerhard bemerkte, daß sogar sein schenes Schwesterchen aus ihrer, wie Käthy sagte — „historischen Reserve“ hervor-

ging und lebhaft mit dem alten Spielgenossen Erinnerungen austauschte.

„Entsinnen sie sich noch dessen, Hilde“, rief Laska, „wie wir in der kühlen, dämmerigen Grotte drunten im Part Burgverließ spielten, d. h. Sie stellten eine gefangene Prinzessin vor und ich war der Mitter, der Sie aus dem verzauberten Schlosse befreite. Die Rolle des Zauberers übernahm die Steinfigur mit der abgeschlagenen Nase, welche in der Grotte zwischen Blattpflanzen in der Mauernische stand.“

„Und der Sie einmal mit Kohle einen Schnurrbart annalten und dem armen Pseudozauberer Onkel Saschas alten Strohhut aufsetzten, und was die abgeschlagene Nase anbetrifft, so ist in dieser Beziehung Ihr Gewissen auch nicht ganz rein.“

„Das ist sehr möglich“, lachte Laska, „aber wissen Sie, Hilde, wie Sie sich das Tönen der Meoßsharfe, die über der Grotte angebracht war, nicht erklären konnten. Sie behaupteten immer, ein Vögelchen säße drinnen und fänge.“

Onkel Sascha schmunzelte. „Ich glaube“, dachte er vergnügt, „sie sind beide bis über die Ohren in einander verliebt.“

Die Sonne neigte sich schon tief ihrem Untergange entgegen, als die fröhliche Kaffeestunde aufgehoben und ein Spaziergang vorgeschlagen wurde.

„Und nachher machen wir unsere Partie, lieber Baron“, sagte Frau von Lennsbach.

Onkel Sascha setzte sich in seinen Lehnstuhl und drehte Daumen: „Diese angenehme Aussicht wird mir meine Einsamkeit versüßen“, erwiderte er galant.

„Ich bleibe bei Ihnen, Onkelchen“, rief Hilde.

„Unsinn, liebes Kind, gehe nur getroßt mit den Andern, ich bin ja ein ganz vernünftiger Mensch, der schon eine Stunde allein und ohne Aufsicht sein kann.“

„So will ich dem alten Onkel wenigstens Stachelbeeren pflücken“, dachte Hilde und eilte durch die Veranda in den Garten.

Man konnte sich kein traurigeres Plätzchen denken, als die Dahlenhöfische Veranda, die mit wildem Wein überrankt war und von der einige Stufen in den Garten führten, an den sich der Park schloß. Im Dahlenhöfischen Garten sah es ein wenig kunterbunt aus; der alte Baron hatte Recht: Junggesellenwirthschaft taugt nichts. Man sah es diesem verwilderten Garten an, daß keine Hausfrau dem Gärtner Anweisungen gab. Unmittelbar neben der Veranda waren dichte Reihen von Stachelbeerhecken, unterbrochen von Rosenbeeten, welche in dieser Nachbarschaft nicht genügend zur Geltung kamen. Das Unkraut drohte die Neseben und Marienblümchen zu überwuchern, und die Steineinfassungen der Blumenstücke waren stellenweise arg beschädigt. Doch Alles, Blumen und Beeren, gedieh üppig, trotz der geschmacklosen Zusammenstellung, und es gab im ganzen Kirchspiel keine schöneren Rosen und keine süßeren Stachelbeeren, als in Dahlenhof. Vor einem Strauche kniete Hilde und pflückte eifrig die saftigen Beeren in ein kleines Körbchen. Da raschelte über ihr das Weinlaub, ihr schien es, als ob sich eine Hand auf die Brüstung der Veranda lege, und dann hörte sie Ritas Stimme träumerisch sagen: „Welch' ein wundervoller Abend.“

„Und seit langer Zeit der erste Augenblick eines ungestörten Alleinseins mit Ihnen“, entgegnete Lanskä gedämpft, „wenn Sie wüßten, was inzwischen in mir vorgegangen ist, seit jenem Abend —“ er verstummte momentan und fuhr darauf schnell fort: „Warum zogen Sie in der zwölften Stunde ihr Wort zurück, warum versagten Sie mir den Cotillon?“

„Ich hatte meine Gründe, Sie zu bitten, ihn mit Hilde zu tanzen.“

„Sie wissen, daß ein Wink, ein Wunsch von Ihnen mich gehorchen läßt; schütteln Sie nicht lächelnd Ihr Haupt, nein — es ist keine Phrase, denn ich kenne keine Frau, die ich mehr verehere als Sie und an deren Urtheil mir so viel gelegen wäre, wie an dem Ihren.“

„O still, Herr von Lanska.“

„Nicht doch, gnädige Frau, fürchten Sie nicht——.“

Die Stimmen verklangen und Hilde schnellte empor und sah, wie Rita und ihr Begleiter langsam dem Parke zuschritten. Sie stand regungslos, erst dann, als ihr Bruder, seine Schwiegermutter führend, dem Paare folgte, duckte sie sich hinter das Gesträuch. Die Hälfte der Beeren rollte aus dem Körbchen, sie achtete nicht darauf; ein Dornenzweig aus dem Rosenbusch ritzte ihren Arm, sie empfand es nicht. Arme Hilde! Welch' qualvolle Eifersucht zerriß ihr kleines, mißhandeltes Herz. O, jener Cotillon! In ihm war ihr die Vorahnung eines großen, überschwänglichen Glückes gekommen und sie hatte geglaubt Doch nun war ihr aus dem Gespräche der Beiden die Ueberzeugung erwachsen, daß Siegfried sie nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Ritas Wunsch, deren Zwecke es entsprach, sondagirt hatte. Welchen Zwecken denn? Ein entsetzlicher Verdacht stieg in Hilde auf. Rita liebte Lanska und wurde von ihm wiedergeliebt und sie, das leichtgläubige Mädchen, benutzte man als Deckmantel. Die scheinbare Aufmerksamkeit, welche ihr Lanska in der letzten Zeit erwiesen, war eine Lüge, die gemeinsamen Studien, denen ja Rita, mit ihrer Stikerei beschäftigt, auch beiwohnte, waren von ihnen erdonnen, um in nicht auffälliger Weise häufiger mit einander verkehren zu können. Und sie, Hilde, hatte gewähnt, Lanska theuer zu sein. Das Blut ihrer spanischen Mutter regte sich in ihren Adern, es strömte heiß und wild zum armen, zuckenden Herzen. Nun war Alles vorbei, die kurze Glückshoffnung vernichtet und durch die Frau des geliebten Bruders, der sie so zugethan gewesen, der sie einmal unwillkürlich einen Einblick in ihren Herzenszustand gestattet, war ihr Lanska genommen. Bleich, mit verstörten Zügen, stieg Hilde langsam die Stufen der Veranda hinan; mit einem todestraurigen Ausdruck vor sich hinstarend und kaum wissend, wo sie sich befand, schritt sie durch die Zimmer.

„Halt, Kleine!“ rief Onkel Sascha, „komm mal zum alten Onkel; da Du doch Deinen Willen durchgesetzt hast und dageblieben bist, so wollen wir ein bißchen plaudern. Die Sache ist nämlich die — aber Kind“, unterbrach er sich, „wie siehst Du aus, bist Du krank? Male soll doch gleich aus der Hausapotheke —“

„Lassen Sie gut sein, lieber Onkel,“ fiel Hilde ein, „mir fehlt gar nichts, ich bin nur müde.“

Sie rückte einen Feldstuhl an den altmodischen Lehnsessel, lehnte ihren Kopf an Onkel Saschas Schulter und sah aus wie ein verfolgtes Vöglein, das, verschüchtert und ängstlich flatternd, nach einem Schutze sucht.

„Es liegt Gewitter in der Luft“, sprach der Baron, „mich zwick es schon wieder im rechten Fuß, von da drüben über der Wiege zieht das Unwetter heran. Aber was ich Dir erzählen wollte, — ich hatte da gestern einen kleinen Zank mit meinem Wirthschaftsdrachen, der Male, ich sage Dir, die Person kann frech werden, daß man vor Erstaunen darüber den Himmel für einen Dudelsack ansieht: aber hör' mal, Hilde, Deine Hände sind ja eiskalt, willst Du nicht einen Löffel Baldrian zur Nervenstärkung, oder ein Gläschen Madeira, ich habe welchen im Keller.“

„Nein, danke, ich möchte nur ganz still hier neben Ihnen sitzen, dann ist mir wohler. Nicht wahr, Onkel Sascha, Sie haben mich doch lieb?“ setzte Hilde gepreßt hinzu.

„Na, versteht sich, ich und noch viele Andere“, Onkel Sascha begleitete den Nachsatz mit einem verschmigten Lächeln. „Aha!“ dachte er, „Spiritum, mein Sohn, merkst Du etwas? Nun weiß ich, woher der Wind weht. Liebeskummer hat das Kind. Fixer Kerl, der Siegfried! Macht's gerade so wie der hochselige Cäsar — bei dem hieß es ja: „gekommen, gesehen und weg waren sie Alle.“ Lieber Herrgott, sollte mein Lieblingswunsch doch in Erfüllung gehen? Diese beiden Kinder sind mir so an's Herz gewachsen — er

ist meiner Schwester Sohn, und sie — die Kleine, — nun, sie hat die Augen ihrer Mutter und wenn sie Einen mit den anschaut, da muß man sie lieb gewinnen.“

„Ja, mein Hildchen, mein Töchterchen, Alle haben Dich lieb“, sprach er dann laut.

„Nein, nein“, schüttelte Hilde den Kopf und schmiegte ihre Wange fester an den rauhaarigen Rockärmel des alten Herrn: „ach, Onkel Sascha“, schluchzte sie dann auf, „ach, ich wollte, meine Mutter lebte noch, warum ist sie gestorben, warum kann sie nicht jetzt bei mir sein?“

„Um Gottes willen,“ rief der Baron erschrocken, „Herzenskind, rege Dich nicht auf. Ja, Deine Mutter,“ fuhr er wehmüthig fort, „ich habe sie gekannt und ich war dabei, als man Dich an ihrem Sarge taufte und als man sie in die Gruft senkte. Ihr ist wohl! Warum müssen wir theure Menschen dahingeben? So fragen wir oft, aber im Leben, Kind, ist jedes Vorkommniß zu etwas Anderem gut, wir sehen das gewöhnlich erst später ein und wo wir es nicht sehen, da müssen wir glauben, daß alle Dinge zu unserem Besten sind. Dir hat Gott die Eltern genommen, Dir jedoch in Deinem Bruder einen treuen Beschützer bescheert.“

„Ja, Gerhard liebt mich,“ sagte Hilde kaum hörbar.

„Aber wenn man eine andere Liebe, als Bruderliebe, ersehnt und wenn man da ausruft: „Keiner liebt mich“, so ist dabei doch nur eine einzige Person gemeint. Siehst Du,“ fuhr der Baron fort, „und dann wird eines Tages ein Anderer kommen, einer, der Dich gern beschützen möchte, ein Mann, der Dich lieben und auf Händen tragen wird. Hilde — Onkel Saschas Stimme klang gerührt — wenn zum Beispiel Siegfried, Dein ehemaliger Spielgefährte, käme, was würdest Du ihm antworten, wenn er . . .“

„Onkel —!“ Hilde war aufgesprungen und streckte abwehrend ihren Arm aus.

„Kusch, kusch, Kindchen,“ beschwichtigte der alte Herr,

„sieh mich nicht so entsetzt an. Ist Dir denn der Gedanke, mir altem Manne eine liebevolle Tochter zu werden, so schrecklich? Siegfried betrachte ich als meinen Sohn und Erben, könntest Du Dich denn nicht entschließen, seine Frau — —“

„Nein, niemals!“ schrie Hilde auf und stoh aus dem Zimmer in den Garten. „Nein und tausend mal nein!“ hallte es in ihr — „er liebt ja Rita — und ich — — ach, ich wollte, ich wäre todt!“

Onkel Sascha blickte seinem Liebling bestürzt nach: „Da soll doch gleich das Donnerwetter . . . was, zum Kukuk, ist in das Kind gefahren? Erst in Thränen und nachher, wie ich von dem, was meiner Ansicht nach am thränenstillendsten ist, anfangen, da wird die Kleine mir nichts, dir nichts, rabiāt. Ich sag's ja immer: Algebra und die Frauenzimmer habe ich mein Leben lang nicht begreifen können, und kann's auch noch nicht. Wenn mir die Male heute das Abendessen anbrennen läßt — borstig ist sie ja schon seit dem Morgen — dann ist es bei mir mit der Gemüthlichkeit vorbei.“

Onkel Sascha ergriff ärgerlich seinen Krückstock und humpelte davon: „Will doch mal nachsehen lassen, wo die Hilde — und der Stachelbeerkissel,“ sprach er in abgerissenen Sätzen vor sich hin. „Na, in drei Teufels Namen, was ist denn hier los?“ Der Krückstock wurde zornig gegen den Fußboden gestoßen und Onkel Sascha blieb vor Käthy stehen, die an seinem Schreibtische saß, beide Füße von sich gestreckt hatte und, das Gesicht in den Händen verborgen, herzbrechend schluchzte.

„Seid Ihr Mädels denn zu mir nach Dahlenhof gekommen, um Euch für's ganze Jahr pränumerando auszuweinen?“ polterte er, „nette Kindererziehung, das muß ich sagen. Gott sei Dank, daß ich keine Töchter habe. Seid Ihr denn so auf's Weinen eindressirt? Da schluchzt die Hilde zum Steinerweichen, und wie ich sie trösten will, wird sie bitterböse. Sagen Sie, Käthy, werden Sie auch kratzbürstig, wenn man Ihnen einen netten Bräutigam vorschlägt?“

Räthy hob ihr thränennasses Gesichtchen empor: „Guter Onkel Sascha, sehen Sie mich doch nicht so grimmig an, ich — ich bin wirklich so unglücklich, ich soll schreiben, d. h. ich will schreiben und ich kann's doch nicht.“

Räthy sprang auf und trat mit gefalteten Händen dicht an den Baron heran: „Onkel Sascha, haben Sie einmal in Ihrem Leben bei Jemandem angesprochen?“

„Nein, Gott sei Dank, darauf bin ich niemals hereingefallen“, war die trockene Antwort.

„Dann wissen Sie auch gar nicht, wie furchtbar schwer das ist“, rief Räthy; „wenn ich ihm schreibe, so ist das doch so gut wie eine Ansprache, und wenn ich nicht schreibe, so — so stürze ich mich eines Tages in die Mühlenstauung. Hans ist doch ein zu lieber Mensch, gut und edel wie kein zweiter, ich bin nur an Allem schuld, auch an uns'rem Streit — und wenn er nun gegangen wäre, ehe das kranke Kind im Behrting-Gesinde genesen, und wenn das kleine Wurm, das so niedlich ist, am Ende gestorben wäre ohne Hansens Hilfe, dann wäre ich nun seine Mörderin, denn um meinetwillen hat Hans Rammnitz verlassen, die dumme Fußtour ist nur ein Vorwand. Ach, und am Ende ist er schon von irgend einer Ruine hinabgestürzt; ich kann die alten Steinhaufen schon so wie so nicht leiden, ich gerathe nicht in Extase wie Hilde, und Hans sehe ich jetzt in Gedanken immer vor mir, wie er in der Thür sich noch einmal nach mir umwandte — er war ganz blaß — und am Ende — sehe ich ihn — niemals wieder.“

Räthys Thränen brachen verstärkt hervor und Onkel Sascha spitzte die Lippen zu einem langgezogenen Pfiff, was bei ihm so viel bedeutete, als: nun begreife ich, wie die Sache sich verhält.

Ueber sein altes, gutes Gesicht, das nie lange die zornigen Falten bewahren konnte, flog es wie Wetterleuchten, doch dann schnauzte er Räthy an: „Aus all dem Zeug, das Sie da schwätzen, habe ich nur so viel

herausgehört, um zu vermuthen, daß Sie sich recht albern benommen haben. Hans ist ein braver und sehr netter Kerl, und wenn Sie, nachdem Sie ihn gekränkt haben, es nun für ihre Pflicht halten, das gut zu machen, so finde ich dies wenigstens vernünftig; wenn Sie Ihr Betragen bereuen . . ."

"Ach ja, es war sehr häßlich von mir, ich will Ihnen ja Alles haarklein beichten, denn mein Herz ist mir zum Brechen schwer und ich habe den Hans so unmenschlich lieb, ich hab's nur erst jetzt eingesehen."

Und nun folgte Käthy's Beichte, die dann und wann von des Barons schmerzlichem Aufstöhnen unterbrochen wurde.

"Dieses vermaledeite Gewitter, das fährt allemal in mein Bein," brummte er, sich fester auf seinen Stoc stützend.

"Ja, sehen Sie, Onkelchen," schloß Käthy, „als wir das letzte Mal bei Ihnen zum Kaffee waren, da war Hans auch dabei. Wir neckten uns zwar, aber wir verstanden uns doch ausgezeichnet, und nun ist er so abscheulich, nein, bin ich so thöricht gewesen. Ich habe es aber auch längst eingesehen, daß ich ihn allein liebe, ihn immer geliebt habe. Heute Morgen schon, im Behring-Gesinde, fühlte ich, daß ich mich über mein Herz getäuscht habe, und nun vollends hier, wo mich wieder Alles an jenes herrliche Beisammensein mit ihm erinnerte, hier konnte ich es vor lauter Sehnsucht nicht mehr aushalten, ich machte mich vom langweiligen Spaziergange los und wollte Hans schreiben, aber da kamen die dumpfen Thränen.“

Ein Windstoß fuhr pfeifend über den Hof und gleich darauf erklang ein dumpfes, heftiges Grollen.

Käthy schrak empor.

"Ich fürchte mich vor dem Gewitter", stammelte sie. "Und vor dem Briesschreiben", ergänzte der Baron, "weiß der Kuckuk, das ist auch so 'ne Sache. Aber kleines Fräulein, wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Lieben Sie denn den Hans auch so recht von ganzem Herzen?"

„Ich kenne nichts Lieberes auf der Welt als ihn“, erwiderte, ihre Thränen hinunterschluckend, Käthy mit fester Stimme.

„Nun, dann ziehen Sie in Gottes Namen das linke Schubfach des Schreibtisches auf, dort finden Sie Postpapier und Postmarken; sprechen Sie denn an, wenn Sie es nicht unterlassen können, aber richtiger wäre es, wenn Sie vorher die Mama —.“

Käthy fiel dem alten Herrn um den Hals.

„Wenn Sie mir helfen wollen, dann kein Wort zur Mama, Sie wissen ja, bei ihr sind Ehc und Etiquettenzwang Hauptbedingungen, bei mir aber kommt so etwas erst in zweiter Linie und wenn ich mich, was das anbetrifft, auch in letzter Zeit anders zeigte, „so — Käthy stockte und erröthete — „nun, so war es eben ein Irrthum,“ schloß sie dann schnell.

„Na, ich bin auch nicht für Etiquettenzwang, bei dem oft Herz und Gemüth zu kurz kommen,“ stimmte Dunkel Sascha bei, „eine tolle kleine Seele sind Sie von jeher gewesen, Käthy, also legen Sie nun los mit dem Schreiben, hübsch klar und bündig, etwa so ungefähr: „Lieber Hans, kommen Sie und heirathen Sie mich.“

„Aber das ist ja gräßlich, nein, das schreibe ich nicht,“ rief Käthy und warf verzweifelt die Feder aus der Hand.

„Strafe muß sein,“ sagte der Baron unbarmherzig, „seien Sie jetzt kein Kind; entweder — oder — Herrgott, ich könnte auch was Vernünftigeres thun, als Ehen stiften. Ich kann aber keinen Menschen weinen sehen, es geht mir wider die Natur. So, das ist ja recht schnell gegangen, schon fertig? Nun noch die Adresse.“

„Katharine Lemsbach,“ unterschrieb Käthy mit festen Schriftzügen und „Segewold, poste restante“ stand gleich darauf auf dem Couvert des Briefes, welcher nur drei Worte enthielt: „Kommen Sie zurück.“

„Morgen früh bringt der Milcherl dieses schwerwiegende Schreiben zur Stadt auf die Post,“ sprach der Baron und verschloß den Brief in ein Schubfach.

Käthy beugte sich hinab und küßte die welke, runzlige Hand, welche den Krückstock umspannte.

„Segnen Sie mich,“ bat sie leise, „ich habe ja keinen Vater mehr.“

In diesem Augenblick zuckte ein gelber Schein durch's Gemach, ihm folgte ein erschütternder Donnerschlag, und plötzlich wurde es drinnen und draußen finster. „Das ist ein Unwetter!“ rief, durch das Zimmer eilend, Lanska, der mit den Damen und Gerhard noch glücklich vor dem eben losbrechenden Regen das schützende Haus erreicht hatte. „Wie schön, Dunkel, daß das Korn bereits geborgen ist.“

Onkel Sascha hörte nicht auf ihn, er war an's Fenster gehinkt: „Ist die Hilde mit Euch, Siegfried?“ rief er dem Neffen nach. „Nein — ? Barmherziger Gott, dann streift sie allein bei dem Wetter umher, sie war so sieberhaft erregt, ihr ist ein Unglück begegnet, mir ahnt es.“

Ein bleicher Mondenstrahl zitterte auf den Wipfeln der Bäume, welche im Hofe der Ermburg regungslos da standen; der kaum fühlbare Nachtwind vermochte nicht, die regennassen Blätter zu heben. Das Gewitter hatte ausgetobt; der aufgehende Mond beleuchtete eine stille Landschaft. An den rothen Beerenbüscheln des Ebereschensbäumchens, welches hoch oben auf der kleinen morschen Plattform aufstrebte, hingen schwere Tropfen, um den dünnen Stamm aber schlangen sich zwei Mädchenarme und durch die hinabreichenden Nester schauten zwei dunkle, stille Augen zum sternklaren Himmel empor, der sich in reiner Bläue über die Ruinen der Ermburg spannte. Und die in der Luft schwebende Plattform, — zu der man nur entweder durch den verdeckten Gang, die ehemalige Wendeltreppe, oder auf einem zweiten, weit gefährvolleren Wege, der aus den Nesten der Linde in einen der Fensterbogen und von dort längs einem kaum zwei Fuß breiten Mauervorsprung bis zum Ziel führte, gelangen konnte — sie

trug ein junges Menschenkind, das mit seinem Leib, seiner namenlosen Qual, welche die Liebe den Sterblichen bringt, hierher hinaufgeflüchtet war, nur von dem Gefühl beherrscht, sich vor den Blicken Anderer, welche ihren Schmerz errathen könnten, zu retten. Wie bitterer Hohn waren die Worte des alten Barons an Hildens Ohr gedrungen; momentan hatte sie zwar geglaubt, in einen Himmel der unendlichsten Seligkeit zu blicken, doch dann war sofort das Bewußtsein der grausamen Wirklichkeit der berauschenden Glücksempfindung, sich als Siegfrieds Weib zu denken, gefolgt und Hilde hatte aufgeschrien und war geflohen — dem Gewittersturm entgegen.

Durch den Park war sie geeilt, die Wege schneidend; über die Steine springend, war sie über das rinnende, murmelnde Gewässer gelangt; Hopfenranken und Schlingengewächs hatten versucht sie aufzuhalten, doch in athemlosem Laufe, als wolle sie den eigenen, trostlosen Gedanken entfliehen, war sie den Schloßberg hinangeeilt, als das Gewitter eben den ersten Regenschauer niedergetrieben. Wie eine Eidechse so behend war sie alsdann in den Thurm und in den ihr wohlbekannten Gang geschlüpft. Hier war sie vor dem Regen, der gleich einem Wolkenbruch herabzufließen begonnen, geborgen, hier hatte sie versucht, die wild durch einander tobenden Gefühle ihres Herzens zu sammeln. Zwischen den kalten Steinen hatte sie in tiefer Dunkelheit gekauert, nur über ihr, an der Mündung der Treppe, waren fast ununterbrochen grelle Lichtstrahlen aufgezuht, gefolgt von dem tiefen, schauerlichen Grollen des Donners.

Hilde hatte die Hände gegen die Schläfen gepreßt; keine Furcht vor den entfesselten Naturgewalten hatte sich in ihre Brust, in der nur das eben erlittene Weh gewühlt und gebebt, geschlichen. Ja, wären die Ueberreste der Ermburg über dem leidenschaftlich erregten jungen Mädchen, dem mit der Ueberzeugung, daß seine Liebe geknickt und verloren sei, auch die volle Stärke derselben zum Bewußtsein gekommen war, wären die Mauern über

Hilde zusammengestürzt, sie hätte in dieser Minute nicht vor dem Tode gezittert, er wäre ihr willkommen gewesen. Das Gewitter hatte seinen Höhepunkt erreicht. Schlag auf Schlag war gefolgt, da — Hilde hatte das grelle, unheimliche Aufleuchten des Blitzes in noch blendenderer Helle gesehen — ein dumpfes Getöse — der Strahl war in die Mauern niedergefahren und der längst dem Einsturze nahe Theil derselben war hinabgestürzt, der Eingang zur Treppe war verschüttet.

Hildens entsetzter Aufschrei war in der dumpfen Höhlung verhallt. Zitternd hatten ihre Hände die Steinmassen, welche ihr den Rückweg abschnitten, betastet; sie sah, daß sie eben einem entsetzlichen Tode entronnen war. Mit dem Niedersfahren des Blitzstrahles war jedoch auch die Kraft des Gewitters gebrochen, der Regen hatte mit verminderter Heftigkeit geströmt und in der Oeffnung zu Hildens Häupten hatte sich, gleichsam dem jungen Mädchen als Wegweiser dienend, ein Stern gezeigt.

Hilde kannte fast jeden Stein der Gruburg, sie wußte, daß sie droben auf der Plattform, wenn auch nicht vor dem Hinabstürzen, so doch vor dem Schicksal, verschüttet zu werden, geschützt war.

Mehr als die Hälfte des Ganges war eingestürzt, der übrige Theil konnte in jedem Augenblick nachfolgen.

Nun schmiegte sich Hilde an die kleine, schwanke Eberesche — über ihr waren die zerklüfteten Zinnen des Thurmes, unter ihr die dunkle Krone der Linde, weiter die Tiefe des Thurmes, ein Grab aus Steingeröll und Schutt.

Die hereingebrochene Augustnacht ließ Hilde erschauern.

Der Wanderer, der auf der Landstraße dahinzog und dessen Blick vielleicht die Zinnen des Thurmes streifte, mochte durch die runde Schießscharte die weißgekleidete Gestalt erblicken und, von abergläubischer Furcht ergriffen, denken, daß der Geist des Burgfräuleins, von dem die Sage berichtete, in der Mondnacht umgehe.

Hilde fühlte, wie ein Frostschauer ihre Glieder erbeben machte: bald würden ihre Arme, ermattet und durch die Nachtkühle erstarrt, die nach dem Gewitter besonders fühlbar war, sich vom Stamme der Eberesche lösen, die Müdigkeit würde sie überwältigen und sie würde im Schläfe hinabstürzen, oder die Plattform würde noch früher der ungewohnten Last eines Menschenkörpers nachgeben und sich von der Wand des Thurmes lösen. . . . Gab es denn keinen Ausweg? Hilde beugte sich über den Rand ihres Gefängnisses: Nein, es war für sie ein Ding der Unmöglichkeit, bis zum Fensterbogen zu gelangen. Nicht ein zitterndes Weib, nur ein geübter Turner konnte dieses Wagniß ausführen. Und Hilde klammerte sich wieder an den stützenden Halt, den Baum, der seine Zweige mitleidig über das müde Kind breitete. Also warten, auf Hilfe und Rettung warten! Man würde sie in Dahlenhof natürlich suchen, ja, Hilde hatte, während sie im dunklen Gange gekauert, gewöhnt, Stimmen zu vernehmen, welche ihren Namen riefen. Oder war es nur das Heulen und Pfeifen des Gewittersturmes gewesen, der sich in den Mauerritzen gefangen hatte? Doch man würde ja endlich kommen und sie finden, sie befreien, wenn sie nicht bis dahin — Hilde erbehte nun bei diesem Gedanken — schon drunten läge. Auch das schwanke Bäumchen konnte sie nicht halten, die Mauern mußten es in jähem Sturze mit hinab reißen, doch Gott würde barmherzig sein und Rettung senden. . . . Hilde bewegte in wortlosem Gebete die Lippen. Alle mußten ja kommen: Gerhard, Onkel Sascha, Siegfried — . Und bei diesem Namen war es wieder da, das Leid, welches eben noch durch die Todesgefahr in den Hintergrund gedrängt worden war. Und nun konnte Hilde auch nicht mehr beten.

„Siegfried“ stammelten ihre Lippen, und „Siegfried“ tönte es in ihrem Herzen. Wenn ihr Leben fortan nur eine Kette ähnlicher Qualen sein würde, wie die, welche die letzten Stunden ihr gebracht, dann lieber sterben!

Und Hilbe neigte ihr Köpfchen und schaute mit dem stillen, trostlosen Blick gen Himmel.

Der Mond glitt ruhig durch die weißen Wölkchen, die verstreut im Aether schwebten, sein Licht durchbrach kaum das Dickicht des Parks, in dem Laternen aufleuchteten und durch welchen der bange Ruf ging: „Hilbe! Hilbe!“ Allen Anderen voran war Gerhard; das einzige Wesen, das ihn liebte, sein kleines Schwesterchen, das ihm vom sterbenden Vater anvertraute Gut, es war verschwunden. In Dahlenhof waren alle Knechte aufgeboden, um die Vermißte zu suchen; gleich zu Beginn des Gewitters hatte man ihren Namen auf der Ermburg gerufen, doch vergeblich; auch der Park und der nahe Wald gaben nur ein eintöniges Echo zurück.

Man durchsuchte bereits zum dritten Male den Park. Nahe am Ausgange ragten zwei hohe und sehr breite Steine aus dem Schloßgraben empor; das Wasser strömte in gurgelndem Ton zwischen dieser Naturbrücke, welche sein Bett verengte, hindurch. Eine Schwarzeller neigte sich über die Steine, an einem ihrer unteren Zweige hing ein weißer Stoffsegen und ein rothes Zopfband. Der Mond trat aus den Wolken hervor und warf einen hellen Schimmer auf die Steine, welche Gerhard, einen Uebergang suchend, hastig betrat; beinah bis zur raschen Strömung hinab neigten sich die Nester der Schwarzeller, und Gerhards Blick, der verstört umherirrt, fällt auf den vom Mondlicht beschienenen weißen Segen; der große, starke Mann erzittert; — Hilbens Schleife! Das Band gehörte ihr, sie trug ein solches, und der Segen stammte von ihrem Kleide; sie mußte hier vorüber gestreift, durch das Ufergestrüpp gedrungen sein, dann war sie ja drüben — oder — Gerhards Blut stockt — sein Fuß gleitet aus auf den schlüpfrigen, bemoosten Steinen, oder sie war hinabgeglitten in den Schloßgraben, der stellenweise tief war und überall schlammigen Boden hatte, in dem man versinken mußte

und sich schwer herausarbeiten konnte. Gerhard preßte die Lippen zusammen, um nicht laut aufzustöhnen: sein Schwesterchen, sein Liebling, sollte auf dem Grunde der Wasser liegen, die, durch den Regen getrübt, unheimlich schwarz dahinfließen. Und inmitten seines Jammers fällt es ihm schwer auf's Herz, daß er Hülfe doch so wenig an Bruderliebe geboten. Er hatte sie vernachlässigt, erst um einer Todten und dann um einer Lebenden, um seines angetrauten Weibes willen, das er liebte wie ein Rasender.

Fort mit diesen Gedanken! Jetzt galt es, Hülfe zu finden. Und er stürmte vorwärts, die Andern suchend, ihnen das Gefundene zeigend, mit heiserer Stimme Befehle ertheilend: „Stangen herbei — Netze — Böte!“ Er war wie von Sinnen; den Battistefetzen in der Hand knüllend, eilte er — Allen voran — zur Stelle, wo der Schloßgraben eine Biegung machte und ruhig dahinströmte. Hier, unter dem Gebüsch, staute sich Alles, was das Wasser in seinen Armen daherirug, zusammen, um allmählig wieder weiter geschwemmt zu werden.

Gerhard bemerkte nicht, daß Rita, die regennasse Schleppe ihres Reitkleides über den Arm geschlungen, ihm gefolgt war. Sie wagte es nicht, ihn anzureden, ihm ein Trostwort zu sagen, und doch hätte sie sich an seine Brust schmiegen mögen, ihm zuflüsternd: „Gerhard, wenn sich das Schrecklichste bewahrheiten sollte, so bin ich da, die Dir tragen helfen wird, Du armer, geliebter Mann.“

Schweigend und todtenblaß lehnte sie an einem Weidenstumpf am Ufer und sah zu, wie Gerhard und Siegfried mit fieberhaftem Eifer die Knechte anwiesen, den Graben zu durchsuchen.

Im Guts Hause lag Frau von Lennsbach in einem Nervenzufall auf dem Sopha und Male war mit dem Inhalt der Hausapotheke um sie bemüht. „Hat man sie noch immer nicht gefunden?“ fragte die alte Dame immerwährend, um auf die verneinende Antwort hinzuzusetzen: „Mon Dieu, quelle idée, de s'igarer.“ Und

im Zimmer nebenan saß in seinem alten Ledersessel Onkel Sascha und drehte mechanisch Daumen, während eine Thräne nach der anderen in seinen grauen Bart rollte und seine Lippen murmelten:

„Das Kind, die Hilde, wenn das ihre Mutter wüßte.“

Käthy war mit den Anderen am Schloßgraben, zitternd hüllte sie sich in ein großes weißwollenes Tuch und blickte gespannt und ängstlich nach der Stelle, wo die Knechte, bis an den Gürtel im Wasser stehend, dasselbe nach allen Richtungen hin durchwateten und mit langen Stangen durchforschten. Es war ihr ein so schauerlicher Anblick, die Laternen am andern Ufer bewegten sich wie Irrelichter hin und her, ach, und am Ende zog man gleich die arme Hilde mit einem der Haken empor. Lag sie denn wirklich in der Tiefe? Käthy wandte sich schauernd ab und blickte nach den kolossalen Ruinen der Ermburg, die sich in scharfen Umrissen vom Nachthimmel abzeichneten. Nur den Mittelthurm streifte das Mondenlicht.

„Hilde hatte die alte Burg so gern“, dachte Käthy, „o Gott, wird sie sich denn nimmermehr über die alten Steintrümmer freuen.“ Und plötzlich zuckte ein Gedanke in dem jungen Mädchen auf — wie ein Pfeil schoß sie auf ihren düster und verzweifelt vor sich hin blickenden Schwager zu und rüttelte ihn am Arm.

„Der verdeckte Gang“, rief sie, „sagte Jahn nicht, er habe das überhängende Mauerstück, vom Blitzstrahl getroffen, einstürzen gesehen? Ihr achtet nicht darauf, weil auf Euer Rufen keine Hilde auf der Ermburg antwortete — sie war im Gange!“

„Verschüttet“, entrang sich ein Aufschrei aus Gerhards Brust; dann eilte er wie ein Rasender den Abhang hinan.

Lanska war mit wenigen Schritten an seiner Seite. Das hohe Gras im Burghofe rauschte um die eisernen Füße der beiden Männer, denen statt der Maueröffnung des Eingangs zur Treppe geschwärzte Steintrümmer entgegenstarrten.

Der junge Husar taumelte zurück. Sag Hilbe, die zarte, dunkeläugige Hilbe, hier unter diesen Massen, zermalmt und blutend . . . ?

„Hilbe!“ schrie er auf und dieser Schrei seines Herzens zerriß den letzten Schleier, der vor letzterem gelegen. Da zitterte ein leiser Ruf durch die Luft — eine kraftlose Mädchenstimme begrüßte die nahende Rettung.

Schon standen die beiden Männer in der Mitte des Thurmes — hoch oben klammerte sich eine leichte, weiße Gestalt mit fast schwindender Kraft an ihre schwache Stütze.

„Hilbe! Den Himmel sei Dank!“ rief Gerhard und Lanska fiel ein: „Wir holen Sie, Hilbe, Gottlob, noch ist es nicht zu spät!“

Damit wollte er, mit einem raschen Blick die Situation erfassend, als erster den Baum, die unterste Stufe zur Plattform, erklimmen. Doch Gerhard kam ihm zuvor: „Hier gilt es Tod oder Leben,“ sprach er schneidend, und den blonden Lieutenant mit einem feindseligen Blicke streifend, fügte er hinzu: „Ich setze das meine für meine Schwester ein, schonen Sie das Ihre für — Andere.“ „Halt aus, mein Liebling, ich komme,“ rief er dann nach oben.

Der Mond beschien hell den gefährvollen Weg, den Gerhard betreten; es war das Werk eines Augenblickes gewesen, daß er den Baum erklimmen. Nun stand er im Fensterbogen, seine kraftvolle Gestalt schien zu wachsen im unsicheren Schimmer der Nacht. Lanska hatte sich nach ihm in die Nester der Linde geschwungen. Der Bruder hatte ein größeres Anrecht auf die Rettung seiner Schwester, und Lanska dachte in diesem aufregenden, über Menschenleben entscheidenden Moment nicht über den Sinn der Worte nach, welche Gerhard ihm zugerufen. Er sah voraus, daß Einem das Rettungswerk unmöglich gelingen konnte, und er folgte dem Vorausklimmenden auf dem Fuße.

Gott sei Dank, Gerhard stand auf dem schmalen Vorsprung, seine Linke klammerte sich in eine Mauervertiefung, die Rechte streckte er nach der Plattform aus.

In diesem Augenblick erschienen Rita und Käthy im Thurm, die Knechte mit Stangen und Laternen drängten sich durch die niedere Thorwölbung nach. Ein Schreizitterte auf Ritas Lippen, als sie ihren Gatten hoch oben an der Mauerwand schweben sah; sie unterdrückte den angstvollen Ruf und lehnte stumm an den feuchtkalten Steinen.

Käthy beschwor die Knechte, Leitern herbeizuschaffen. Es wäre umsonst gewesen; keine derselben hätte bis zu solcher Höhe gereicht; so hingen nun Aller Blicke in athemloser Spannung an dem tollkühnen Manne, der auf dem schmalen, gefährlichen Mauervorsprung die Plattform zu erreichen strebte.

„Barmherziger Gott, erhalte sein Leben und ich will seine Liebe nie mehr begehren“, betete Rita tonlos. „Nur nicht stürzen, nur nicht sterben“, wiederholte sie, fast besinnungslos vor qualvoller Aufregung, und schlug die Hände vor ihr Antlitz, um das Furchtbare nicht zu sehen.

„Gott sei Dank“, rief Käthy, „er hat Hilde erreicht, ach, ich ahnte, daß sie im Gange gewesen“ — und die kalten, bebenden Hände ihrer Schwester ergreifend, bat sie: „Fasse Dich, Rita, sieh' nicht so zum Erbarmen schmerzversteinert aus. Gerhard ist ein geübter Turner, er ist stark und schwindelfrei; schau hinauf, da schlingt Hilde die Arme um seinen Hals, er tritt den Rückweg an und dort steht Lanška, bereit, Gerhard die Last abzunehmen — ich bitte Dich, Rita, stehe nicht so starr und stumm da, er wird sie sicher hinabtragen, und schau nur, da drängen sich die Knechte heran und reichen die Stangen hinauf, damit Gerhard einen Halt in der Luft finde. Nun sind sie auf dem Vorsprung, Gerhard trägt Hilde mit einem Arm, o Himmel, sie scheint halb ohnmächtig, die arme, liebe Hilde, in ihrem dünnen Kleide hat sie so lange dort oben gekniet, sobald sie unten ist, hülle ich sie gleich in mein warmes Tuch. Wie wird Onkel Sascha glücklich sein, daß wir sie endlich gefunden haben! Wenn ich nur bedenke, welcher

Gefahr sie entronnen ist, es hätte ja viel schlimmer enden können, wirklich, bei jedem Unglück ist immer auch ein Glück dabei. Ha — endlich die Gefahr vorüber — da beugt sich schon Laska aus dem Fensterbogen und nimmt Hilde in seine Arme —“

Käthy brach ab, und Rita schrie laut auf und stürzte vorwärts — — das morsche Gemäuer brach unter Gerhards Füßen — Laska riß die besinnungslose Hilde aus seinen Armen, er selbst aber lag im nächsten Moment auf dem feuchten Grase und den Steinen tief unten zu den Füßen seiner Frau, die, in wilder Verzweiflung seinen Namen rufend, neben ihm niedersank.

„Er ist todt,“ gellte ihr Schrei, „o mein Gerhard, mein einzig Geliebter!“

* * *

Wieder drangen die Sonnenstrahlen durch ein geöffnetes Fenster in ein mit allem Comfort ausgestattetes Gemach.

Die Sommerluft wehte herein und strich um die mit Blumen gefüllte Majolikavase, welche neben dem zierlichen Dejeuner auf einem niedrigen runden Tische stand. An demselben saß, den Dampf seiner Cigarre vor sich hinblasend, ein blonder Offizier in halbaufgeknöpftem Waffenrock.

Seine Augen ruhten auf seinem Vis-à-vis, der kleinen, zierlichen, brünetten Frau, die in einem Morgenkleide von roher Seide im dunklen Blüschfauteuil lag und eifrig in einem Briefe las. Beim Lesen rötheten sich ihre schmalen, zarten Wangen und die rothen, ein wenig aufgeworfenen Lippen umspielte ein Lächeln. Es mochte Heiteres in den Briefblättern, die mit einer energischen, etwas krausen Handschrift beschrieben waren, stehen. Dem jungen Ehemanne, — der breite, goldene, noch sehr blanke Reif am Finger kennzeichnete ihn als einen solchen — dauerte die Lectüre seiner Frau zu lange, er zog leise einen Jasminzweig aus der Blumenschale und warf die Blüten der Lesenden in den Schoß.

Da hoben sich zwei tiefdunkle, unergründliche Augen

von den Briefbogen, eine kleine Hand haschte nach dem Zweige und führte ihn an die Lippen, während die Augen mit glücklichem Leuchten zu dem Spender des duftenden Störenfrieds hinüberlachten.

„Wie ungalant, mich bei der interessantesten Stelle zu stören,“ sagt die junge Frau mit einem allerliebsten Schmollen; „daß Du ein eifersüchtiger Tyrann bist, Siegfried, das wußte ich seit den ersten Tagen unserer Ehe, daß Du nun aber gar meine Aufmerksamkeit diesen Grüßen aus der Heimath mißgönnst — —“

„Hilbe, um Alles in der Welt, nur keinen Anlauf zu einer Gardinenpredigt,“ unterbrach sie der Gatte lachend, „obgleich Du einen Heiden bekehren könntest und sehr gut weißt, daß der eifersüchtige Tyrann im Grunde Dein gehorsamer Sklave ist. Aber schau, nun beobachte ich schon seit einer Weile Dein Miensspiel und denke, es muß allerhand Interessantes in diesem Briefumschlag, der den wohlbekanntenen, mir seit meiner Bräutigamszeit so lieb gewordenen Poststempel trägt — couvertirt worden sein, und da Mann und Frau Eins sind, so habe ich ebenfalls ein Anrecht auf diese krausen Schriftzüge, welche Käthy charakterisiren. Hans Heideck könnte ebenso gut ein ganzes Mädchenpensionat heirathen, denn die Tollheiten und übermüthigen Streiche von einem Duzend Pensionärinnen schlummern in seiner zukünftigen Frau und werden ihm noch viel zu schaffen machen.“

„O still, Siegfried, Käthy ist wohl ein wenig extravagant, aber war ich etwa damals vernünftig, als ich davonlief vor —“

„Vor einem Heirathsproject mit Deinem jetzigen Mann,“ fällt Hanska seiner Frau in die Rede und schiebt seinen Sessel an den ihren. Dann nimmt er die Briefblätter aus Hilbens Händen und küßt letztere abwechselnd.

„Ja, und ich lief Dir doch eigentlich direct in die Arme,“ spricht Hilbe mit einem mädchenhaften Erröthen; „hättest Du mich nicht von Gerhards Schulter gerissen,

so wär auch ich hinabgestürzt, und wer weiß, ob ich so glücklich gefallen wäre wie Gerhard, der mit dem leichten Beinbruch davonkam."

"Und den die ihm geschenkte Liebe seiner Frau, welche bei der Katastrophe zum Durchbruch kam, schneller wieder auf die Beine brachte, als die verordneten Medicamente Cures alten Stadtarzes. Es war ein Sommer der Irrungen", fuhr Lanska ernster fort: „in jener Gewitternacht hatten auch die Stürme in unser aller Herzen ihren Höhepunkt erreicht, und gleichwie in der Natur nach dem Ausstoben der Elemente Ruhe folgte, so zog auch in uns glückbringender Friede ein. Was zusammen gehörte, fand sich."

Hilde neigt sinnend ihr dunkles Köpfchen und durch ihr Herz ziehen Erinnerungen. . . .

Der junge Offizier führt wiederum die Hand seiner Frau an seine Lippen und spricht: „Ich habe Dir längst gebeichtet, mein Seelenzustand in jenen Sommerwochen ist Dir kein Geheimniß, und doch kann ich nicht aufhören, Dir's zu wiederholen, daß ich von Anfang an nur Dich geliebt habe — und an jenem Abend, als wir Dich vergeblich suchten, in jenen Augenblicken der tödlichsten Angst, da kam es wie eine Offenbarung über mich, daß Du für mich der Inbegriff alles Liebenswerthen seist, daß ich nur in Dir mein Lebensglück und Heil finden würde."

„Und da trugst Du mich, wie einst in uns'ren Kinderspielen, als erlöste Prinzessin aus dem verzauberten Schlosse", flüstert Hilde und lehnt sich an die Schulter ihres Mannes.

„Zum Theil, nein in erster Linie verdanke ich Käthy meine schnelle Rettung, sie dachte an den verdeckten Gang, ach, Siegfried, im Hofe der Ermburg blühen jetzt Löwenmaul und wilder Rittersporn. — —"

„Und mein kleines Frauchen hat Heimweh nach seiner Heimath — nicht so? Und Onkel Sascha sehnt sich nach seinen Kindern — was meinst Du, Hilde, wenn ich Dir eines Tages meinen Abschied brächte? Dann brausen wir

nordwärts . . . Wie die Augen meiner Kleinen gleich aufstrahlen bei dieser Aussicht. Aber nun laß mich von den Lieben Daheim hören; was schreibt denn Käthy auf der interessantesten Stelle, bei welcher ich Dich so schön de unterbrach?"

„Ach, Liebster, das wird Dich gewiß nicht interessiren, Käthy meint, ich müsse als früheres Rammnitzer Kirchspielskind ebenso an der neuesten Neuigkeit theilnehmen, wie Alle im Kirchspiel, die nur über Lisa Hesselers's Verlobung sprechen. Sie heirathet nächstens Egon Luks. Höre, was Käthy weiter schreibt, — der Anfang des Briefes handelt nur von Hans und ihrer Aussteuer — also: „Denke Dir, Hilde, Lisa hat mir neulich gestanden, sie mache sich nicht viel aus ihrem Verlobten, aber erstens wäre die Partie standesgemäß und zweitens sei eben im Kirchspiel so wenig Auswahl, in der Nachbarschaft gebe es fast gar kein Heirathscandidaten. Du weißt ja, Hilde, der alte Hesselersche bringt seine Töchter nie in die Welt, nicht einmal auf die Bälle nach W.; er brütet lieber auf seinen Geldsäcken. Lisa wird eher Hochzeit halten, als ich, denn Hans ist erst vor einigen Wochen in's K'sche Doctorat eingezogen und wir sind ja auch erst seit Kurzem wieder im Lande. Mama gab ja, wie Du weißt, ihre Zustimmung zu unserer Verlobung nur unter der Bedingung, daß ich vor meiner Hochzeit noch eine ausländische Reise mit ihr mache. Ich habe zwar sechs Monate abgehandelt und nun sind wir, Gott sei Dank, wieder auf Rammniz. Vor zwei Jahren — im denkwürdigsten Sommer, den Guehr ehrwürdiger Familiensitz je erlebt hat, — hätte ich es kaum geglaubt, so bald schon die gewisse Aussicht zu haben, eine „landsche Frau Doctorin“ zu werden. Glaubst Du, daß ich das Zeug zu einer solchen habe? Dein Mann hegte starke Zweifel — — aber Hans ist so durchdrungen von seiner Unwiderstehlichkeit, welche mir jede Stellung und jeden Ort paradiesisch gestalten würde, und ich liebe es, mich von meinem Herrn und Gebieter über-

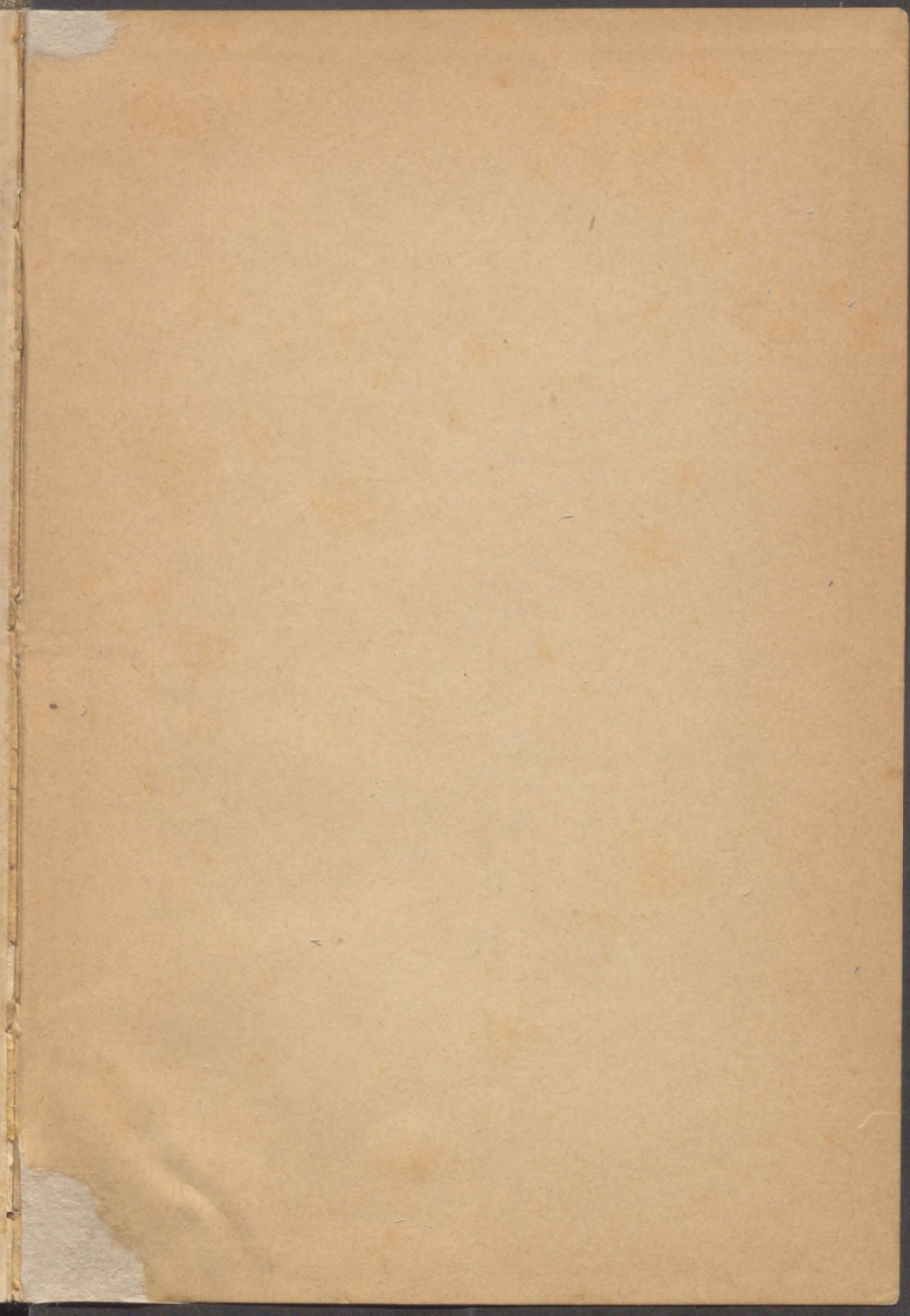
zeugen zu lassen. Es war doch einzig nett, als Mama und ich auf der Durchreise Euch in Eurem Heim besuchten. Mama führt Dich mir jetzt als das Beispiel einer tugendhaften Frau an, einer Frau, welche Ehre besitzt — und nennt Deinen Mann einen vollendeten Cavalier. Er ist auch wirklich ein netter Kerl, ich hab's ihm sogar in's Gesicht gesagt — „Siegfried, was muß ich hören, Du läßt Dir offen Liebeserklärungen machen“, unterbricht sich Hilde lachend und fährt dann im Lesen fort — „in's Gesicht gesagt, daß ich einmal für ihn geschwärmt habe — er sah mich sehr verdußt an und meinte: das wäre ihm höchst schmeichelhaft. . . Na, ich kann nichts dafür, ich finde auch heute noch seinen Schnurrbart reizend. Sei nur nicht eifersüchtig, lieber Schatz, ich werde Deinem blonden Helden Siegfried doch nie gefährlich, Deine hübschen Augen sind die beste Bürgschaft dafür. Neulich war ich drüben in Dahlenhof, ich kam gerade zur rechten Zeit, um als Friedensengel zu figuriren, denn Onkel Sascha und Male lagen sich natürlich wieder in den Haaren. Komm bald her, Hilbe, sonst mache ich Dir am Ende hier Concurrrenz, denn ich beginne mich bereits in Onkel Saschas Herzen einzunisten. Weißt Du, ich habe ihn, seitdem er einmal väterlich und menschenfreundlich an mir gehandelt, schrecklich lieb gewonnen. Wenn er von Dir und Deinem Manne spricht, dann verklärt sich sein altes gutes Gesicht ordentlich. Ich besuchte auch den Dahlenhoffschen Park — es wächst da Alles nach alter Art hübsch wild durch einander — aber um die Ermburg ging ich mit einem Bogen herum; seit Gerhard sich ihretwegen das Bein gebrochen, kann ich das alte Gestell vollends nicht leiden. Vielleicht thue ich der alten Burg auch Unrecht? Thatsache ist, daß ich es niemals für möglich gehalten hätte, daß Burgruinen glückliche Ehen stiften können. Nun sehe ich zwei lebende Beispiele — Dich und Deinen Mann und Rita und Gerhard. Letztere, die sich in früherer Zeit aus dem Wege gingen

und einander kaum „guten Morgen“ sagten, wollen sich nun vor lauter Liebe beinah aufessen. A propos, ich habe neulich vergessen, Dir zu erzählen, daß der Verwalter Paul am Tauffeste des kleinen Stammhalters der Rammnik' beim Festmahl in der Gesindestube eine philosophische Rede gehalten und ein Hoch auf seinen kleinen gnädigen Herrn ausgebracht hat. Gerhard und Rita sind ganz vernarrt in ihren Sohn, Mama meint, er habe Aehnlichkeit von Karin und Mamsell Minchen sorgt für das leibliche Wohl des Jungen, den ich, unter uns gesagt, ebenfalls reizend finde, was ich aber Rita und Gerhard nicht sage — wozu Eltern in ihrer Affenliebe bestärken, einer muß doch das Gegengewicht halten. — Die Rammchens in Neu-Wilten geben, dem neugebackenen Brautpaar zu Ehren, in der nächsten Woche einen Ball. Ich glaube auch, daß Axel Rammchen sich mit seiner Cousine Nelly declariren will. Rammnik wird auf dieser Fête nicht vertreten sein, Rita mag sich vom kleinen Gerhard nicht trennen und der große Gerhard will ohne seine Frau nicht nach Neu-Wilten fahren. Ich habe ebenfalls abgesetzt; als zukünftige landsche Doctorin darf ich nicht zu viel an Wälle denken. Nun Adieu für heute! Zu meiner Hochzeit müßt Ihr bestimmt kommen, darum bittet, mit einem herzlichen Gruß an Frau von Vanska und Herrn Gemahl Käthy Lennsbach.“

Hilde legt die Blätter aus der Hand und ein glückliches Lächeln huscht über ihr junges, reizendes Gesicht.

„Wie wohl es thut, von der Heimath zu hören“, spricht sie und schmiegt sich an Siegfried, der den Arm um sie legt — „aber wo ich auch bin, meine einzige und geliebteste Heimath ist in Deinem Hause und an Deinem Herzen.“





Biblioteka Główna UMK



300047760579



Biblioteka Główna UMK



300047760579